

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

20. Jahrgang, Nr. 1
12. Dezember 2003

Vorläufiger Höhepunkt

„Ungarndeutsch ist das Maß des tüchtigen Aussterbens“, schrieb Valeria Koch, die vor fünf Jahren viel zu früh verstorbene Dichterin, die der gleichfalls viel zu früh verstorbene Germanist János Szabó als den Stern am ungarndeutschen Literaturhimmel bezeichnete.

Die gemeinsame Lesung von sieben Autoren vom Verband Ungarndeutscher Autoren (VUdAK) und Künstler und des Literaturkreises Stafette Temeswar am 6. Juni diesen Jahres im Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar, die am 3. Dezember im Budapester Haus der Ungarndeutschen auf einer CD präsentiert werden konnte, ist mit ein Beweis dafür, daß sich die unheilvoll klingende Prophezeiung doch noch nicht ganz erfüllt hat.

Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur, 1972 durch die Gründung der Literarischen Sektion aus der Taufe gehoben, war von Anbeginn an einem grenzüberschreitenden Dialog interessiert, ja darauf dringend angewiesen. Bei den seit 1977 jährlich einmal statt-

(Fortsetzung auf Seite 8)

Zur Welt gekommen schafft das Wort neue Welten.

Karl Klaus

Wort- und Bilderwelt in ungarndeutscher Lyrik

Das Werden und Wachsen von Literatur bleibt in Leserkreisen zwar nicht unbemerkt, doch nicht selten ohne Widerhall. Es wird gelesen und darüber nachgedacht, doch zustimmende oder ablehnende Meinungsäußerungen bleiben meistens aus. So ist es weltweit, obwohl einiges für den Gedankenaustausch getan wird. Ungarndeutsche Autoren sind davon ebenso betroffen wie andere. Das ist zwar kein Trost, kennzeichnet aber eine kulturelle Situation, die verändert werden sollte, weil sie nach wie vor gerade für Minderheitenliteraturen bestimmend ist.

Ihre Ursache scheint in einer nicht ausreichend geübten Fähigkeit zu offener Kommunikation zu liegen, sachbezogen kritisch zu urteilen und besonders Minderheitensprachliches zu achten. Findet dies schon auf früherer Bildungsstufe und in ihrer Fortentwicklung zu wenig Beachtung und Raum (etwa auch durch unterrichtliche Vorgaben),

bleiben ihre Möglichkeiten auch später begrenzt und schränken so literaturkritische Meinungen in Wort und Schrift ein, wie landauf, landab zu beobachten ist. Die sprachliche Zukunft der Ungarndeutschen steht dann auf dem Spiel, wenn Entwicklungsnotwendigkeiten, die neuerdings von Csaba Földes und Maria Erb herausgearbeitet worden sind, halbherzig oder gar nicht vollzogen werden. Das beeinträchtigt zweifellos die für Literatur erforderlichen anwendungsbereiten Sprachkenntnisse.

Der sich vollziehende Wandel in verschiedenen Prosa- und Lyriktexten läßt auf Gesprächsausweitungen hoffen, ohne daß dabei der öffentliche Stellenwert der Literatur überschätzt wird. Denn Vermutungen, sie gebe unmittelbaren Nutzen, erweisen sich als unrichtig. „...und woher sollte er (der Autor) auch wissen, welche Wünsche sein Publikum tatsächlich hat, was ihm

(Fortsetzung auf Seite 2)

Aus dem Inhalt

Franz Sziebert: Weingartenarbeit
im Winter mit Mißverständnissen
Seite 3

Stefan Raile: Georgs Geschichte
Seite 4

Ludwig Fischer: Was aus allen seinen
Werken hervorschimmert
Seite 6-7

Ludwig Fischer: Das Klavier
Seite 6-7-10

Gedichte von Koloman Brenner
Seite 8

Texte von Henrike Bradiceanu-
Persem, Lorette Bradiceanu-
Persem und Lucian Manuel Varsan-
dan
Seite 8-9

Christina Arnold: Unser Tisch
Seite 10

Gedichte von Josef Michaelis
Seite 10

Anemone Latzina, Möglichkeiten
einer Haltung und deren Preis im
Totalitarismus
Seite 11

Die ungarndeutsche Literatur und
die Bibliotheken
Seite 12

Schwung, Kraft, bildnerische
Fantasie
Seite 13

Gedichte von Alfred Manz
Seite 13

Das Drama der Farbe und der
Linie im Raum mit Gedichten von
Robert Becker
Seite 14

Der vorstoffliche Ursprung. Bilder
von János Wagner
Seite 15

VUdAK-Werkstattgespräche



Im Budapester Haus der Ungarndeutschen wurden die heurigen Werkstattgespräche des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler veranstaltet. Man wollte auch jenen Autoren und Künstlern die Möglichkeit bieten, das Haus kennenzulernen, die hier bisher noch nicht gelesen oder ausgestellt hatten. Die Atmosphäre wirkte anregend auf die Gespräche der Autoren, die auch im Deutschen Nationalitätengymnasium lasen. Bei einer öffentlichen Veranstaltung wurden Werke des Munkácsy-Preisträgers László Hajdú gezeigt (lesen Sie dazu auf Seite 15).

Wort- und Bilderwelt in ungarndeutscher Lyrik

(Fortsetzung von Seite 1)

gefällt? Er kann letzten Endes nicht jeden einzelnen befragen, meint auch Imre Kertész... Er kann nur davon ausgehen, wie er sich dieses Publikum vorstellt, welche Ansprüche er ihm unterstellt und was auf ihn jene Wirkung ausüben würde, die er erreichen möchte. Für wenn also schreibt ein Schriftsteller? Die Antwort ist offenkundig: für sich selbst.“

Obwohl ungarndeutsche Autoren ebensowenig ihre Leser nach deren Wünsche fragen, ist ihnen nicht zu unterstellen, daß sie sie nicht kennen; zu nahe sind sie einander in ihrer Geschichtlichkeit, zu ähnlich in ihrem gedemütigten Dasein.

Dieser Generationen umschließenden Erfahrung sind sie innerlich verpflichtet, von ihr sind sie geprägt, ohne sie bliebe Sprache, Stoff und Gestaltung zu ungebunden an das eigene Sein. Es bleibt bekenntnisthafter Wegweiser, ohne sich einem Nachahmungs- oder Wiederholungszwang unterwerfen zu müssen. Freie Erinnerungs- und Erlebnisgrundlage ist einzig die mehr oder minder starke Gefühlsbindung an Gemeinsames in Vergangenheit und Gegenwart. Sowohl die frühen wie die späteren Texte deuten (selbst in verneinend-kritischen) immer wieder darauf. Anzunehmen, die Nachkriegsgeneration spräche davon frei, hieße, ihnen Bindungsfremdheit zu unterstellen. Das vermitteln Textvergleiche. Sie geben Auskunft zur Gedankenwelt der Autoren. An den sinnbildhaften Anthologie-Titeln „Tiefe Wurzeln“, „Jahresringe“, „Das Zweiglein“, „Tie Sproch wiedergfune“ vieler Einzelveröffentlichungen und der „Neuen Zeitung“ mit ihrer Literaturbeilage „Signale“ ist sie ablesbar. Was in dreißig Jahren dem Leser angeboten und selbstbestimmt nahe gebracht wurde, verdient bei aller Verschiedenheit neben Aufmerksam-

samkeit auch Anerkennung über den Tag hinaus. Ins Blickfeld von Prosa und Lyrik gelangt so thematisch ganz Unterschiedliches in freier Gestaltungsweise (zuletzt sogar ein Roman). Es nimmt sowohl Wissenswertes wie Gefühlvolles, Bejahendes wie auch Verneinendes auf. Im weitesten wie im engsten Sinne ist es das geschichtlich Eigene des Deutschtums in seinem Glück und seiner Tragik – beginnend mit den ersten noch unsicheren Schritten bis zur künstlerischen Reife im Lyrischen und Erzählten. Für all das schlägt das literarische Herz der Autoren, ist ihre anregende Quelle doch die ihrer Region, deren unmittelbare oder mittelbare Nähe, die die Texte atmen. In ihnen ist sowohl Vergessenes, Gewesenes wie Gegenwärtiges und auch Künftiges gedankendbereichernd gestaltet. Verinnerlicht sie der Leser, wie es Literatur überhaupt erwarten darf, erschließt sich ihm auch im Kleinen das Größere. Zu ihm möchte dieser Beitrag führen, ohne andere Meinungen auszuschließen.

Viele Wege führen zum Gedicht – zu jenen aus Kinder- und Schultagen, zu gesuchten, zufälligen oder empfohlenen Begegnungen und zu jenen, die Stimmungen folgen. Mit der auf nur wenige Texte begrenzten Auswahl ist vermeintlich zu Erklärendes beabsichtigt, sind die Pfade zum Gedicht oft doch verschlungener als angenommen. Ihr Gemeinsames besteht zwar in thematisierter Überschaubarkeit, doch das sollte nicht die Frage ausschließen, ob sich dahinter nicht mehr „verbirgt“. Jedwede nähere Betrachtung, jedwedes Nachdenkens und Einfühlens führt zu einer Zwiesprache, einem bestimmten Grad Verinnerlichung. Aus ihr kann mehr „gewonnen“ werden als vorerst angedacht, deshalb ist es möglich festzuhalten: je berührender und gedankenregender ein Gedicht, um so tiefer und

gewichtiger seine Ansprache, wie zu zeigen ist. Unter den in drei Jahrzehnten vorgelegten literarischen Arbeiten sind wahrlich große, bleibende Texte, denn ihnen ist das Unvermutete zugewachsen: das in Freiheit gesetzte Wort führte zu reicher sprachlicher Ausdrucksfähigkeit und Ausdrucksvielfalt. Es fällt deshalb nicht leicht, unter der Fülle auszuwählen, denn nicht wenige können als gleichrangig eingestuft werden. Letztlich jedoch ist sowohl Annäherung wie Ansprache individuell bedingt und von bewußten oder unbewußten äußeren wie inneren Gegebenheiten (z. B. Gründe für Zustimmung oder Ablehnung, Grad lyrischer Bekanntheit usw.) abhängig. Selbst dann, wenn sich der Leser völlig unvoreingenommen und ohne jegliche Vorkenntnisse einem Gedicht nähert, fließen schon bei der ersten Begegnung eigene Gedanken ein und dazu, denn den Zugang zu dem Text schafft das Wort in seiner bildgestalteten Einbettung und Wirkung. Sowohl worttragende Gedanken wie gedankentragende Worte können eine kunstvolle „Einheit“ sein, wie Valeria Kochs frühes Gedicht „Ein breiter Fluß“ dem Leser zeigt:

*Ein breiter Fluß ist unser
Schweigen.*

*Entlang des Ufers Fragezeichen.
Doch wie Gold strahlen die Wellen,
Fließen sanft auf helle Schwellen
zu
Dort quillt der Antwort
tiefe Ruh.*

Eine erste Annäherung lenkt den Blick des Betrachters vordergründig auf eine Flußlandschaft, doch das Wort „unser“ leitet ihn in eine andere Denkrichtung, ohne das Poesievolle einzuschränken. Es weist auf die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft Schweigender. Zu ermitteln ist das Warum, seine Ursache. Wer

ist damit gemeint? Wer zählt dazu? Der Text ist somit eine unmittelbare Aufforderung zur Antwortsuche. Für jene Leser, die sich in „unser“ wiedererkennen, ist die Entgegnung eindeutig, anderen obliegt es, die Geschichte nach Wahrheit und Widersprüchlichkeit zu hinterfragen, um Klarheit und Wissen zu erlangen. „Unser“ führt so zur Geschichte des ungarländischen Deutschtums, zu seinen Höhen und Tiefen, zu seiner Massenvertreibung bis zum jahrelang erzwungenen Schweigen der Restverbliebenen. Schließlich führt dieses eine Wort zurück in die Zeit nationalistischer Gesellschaftspolitik gegenüber der deutschsprachigen Minderheit. Das Fluß-Bild bezeichnet nicht genau ihre „Vielheit“ mit ihrem noch nicht abgeschlossenen Weg, hinter dessen „Fragezeichen“ sich Unsicherheit verbirgt. Der nächste Satz, eingeleitet mit der Entgegnung, dem „Doch“, ist gewissermaßen hoffnungskündend zu verstehen. Es hebt die vorherige Unsicherheit mit dem Vergleich „wie Gold strahlen die Wellen“ auf, aber nicht gänzlich, denn „Wellen“ bewegen sich und meinen zu dem bisher Gesagten noch Ungeklärtes. Der zweite Teil des Satzes mit dem Vergleich „fließen sanft auf helle Schwellen“ steigert die mögliche Klärung des begründeten Zweifels und löst Hoffnung aus. „...quillt Antwort“ meint Drängen und Verändern eines Zustands sowie geduldiges Abwarten („Ruh“) und Ausharren. Gerichtet ist dieser einprägsame lyrische Text auf ein von Valeria Koch angestrebtes gesellschaftliches Zu- und Miteinander gegenseitiger Positionsläuterung, die für das Fortbestehen eines demokratischen Nationalstaates und seiner Minderheiten vorrangig sind.

Weiteren Gedichten ist eine ähnliche

(Fortsetzung auf Seite 5)



Antal Lux: Memorabilien

Mónika Szeifert 1976 – 2001

Verklungen die Musik in deiner Stimme,
erloschen die Funken in deinen Augen.
Fort deine Träume, ohne wahr zu werden...
Jedoch nicht allein!

Längst...

Längst bist du fort...
in einer anderen Dimension von Zeit.
Dein Lächeln, deine Wärme – immer noch in mir.

Längst führe ich...
ein anderes, ein glückliches Leben.
Die Leere – sie bleibt mein Wegbegleiter.

Weingartenarbeit im Winter mit Mißverständnissen

Wenn im Winter der Hotter mit Schnee bedeckt war, kam es in früheren Zeiten bei den Bauern im Dorf und auf dem Hotter fast zu einem Wettlauf mit den Pferdeschlitten. Der Mist wurde mit den Schlitten auf die Felder und in die Weingärten gebracht. An den Pferdegeschirren hingen verschiedene Glöcklein, deshalb klingelte es fast ständig im Dorf und auf dem Hotter in verschiedenen Tönen. Nach dem Schulunterricht befestigten viele Kinder ihre Rodel an den Pferdeschlitten und fuhren in bester Laune lärmend und lachend hinter den Schlitten mit auf den Hotter.

In den Weingärten war man bestrebt, den Mist in Körben in die Sattel der Weingartenreihen zu tragen. Das hatte den Vorteil, daß sich im Frühling die Arbeit nicht so anhäufte und der feuchte Boden nicht festgetreten wurde. Auch hatten die ärmeren Leute Möglichkeit zum Geldverdienen. Fast jeder Weinbauer hatte jedes Jahr die gleichen Tagelöhner. Der Tagelohn war 2 Pengő, der Liter Wein kostete 20 Heller. Beim Misttragen im Winter stand den Tagelöhnern unbeschränkt im Preßhaus Wein zur Verfügung. Bei so einer schweren Arbeit mußte man auch kräftig trinken. Nur bei einem einzigen, sehr sparsamen, ja knausrigen Weinbauern, bei Fabian Strohmeier, war es anders. Doch hatte er sich einmal sehr verschätzt.

Der Geizhals hielt sich für einen schlauen Mann. Er wußte, daß vielen armen Leuten im Winter das Geld ausgeht. Deshalb dachte er, die Habenichtse sollen froh sein, daß sie in ihrer Not Geld verdienen können. Die Menge Mist, die man verpflichtet war, bei ihm für einen Tagelohn auszutragen, konnte niemand bewältigen. Deshalb gab es dann nach der Arbeit immer Streit. So hatte er jedes Jahr andere Tagelöhner. In letzter Zeit suchte der Knicker Tagelöhner in den Nachbardörfern. Doch länger als einen Tag arbeitete niemand bei ihm.

Eines Tages, als der Mist bei allen Weinbauern schon im Sattel der Weingärten lag, ging der Bauer zu dem in größter Armut lebenden Tagelöhner Jakob Mausearm. In der Familie des besitzlosen, bärenstarken Mannes fehlte es an allem. Der notleidende Mann war Vater von vier Kindern. Als der Geizhals ihm den Antrag machte, am nächsten Tag zu ihm in Tagelohn zu kommen, konnte der sich in so einer schwierigen Lage befindende Mann nicht nein sagen. Der Knicker versprach, er werde ihn reichlich entlohnen, am Abend das verdiente Geld zahlen und von seinem besten Wein die Flasche füllen.

Mißmutig, verdrossen ging der notleidende Mann am nächsten



Franz Sziebert bei einer Lesung im Deutschklub von Seksard

Foto: NZ-Archiv

Morgen zu dem knausrigen Bauern. Im geheimen hatten alle Tagelöhner eine Vereinbarung, daß bei dem Geizhals niemand eine Arbeit übernimmt. Doch die große Not in der Familie war der Beweggrund, daß Jakob sein Versprechen nicht halten konnte. Mit etwas Essen im Tornister, einem Korb und einer Mistgabel erreichte der große Mann das prächtige Haus des gewinnsüchtigen Bauern. Der schlaue Arbeitgeber wartete schon auf seinen Tagelöhner. Sie gingen gemeinsam in den Weingarten. Jakob staunte, als der knickerige Mann mit ihm in das Preßhaus ging und einen Trunk Brandwein anbot. Nachher holte der Bauer zwei große Körbe und sagte: „Jakob, du sollst nicht deinen Korb zugrunde richten, wir werden mit meinen Körben den Mist tragen.“ Der rücksichtslose Geizhals wollte mit den größeren Körben die Tagesleistung steigern. Nach kurzer Zeit stellte er seinen Korb zum Misthaufen und sagte grinsend: „Ich werde in das Preßhaus gehen und vom Keller Wein in die Flasche füllen. Bei so einer schweren Arbeit muß man sich öfters stärken. Ich habe eine wichtige Angelegenheit im Nachbardorf zu verrichten. Der Mist wäre für zwei Männer viel zu wenig, und ich will dir einen ganzen Tagelohn zahlen. Merke dir aber, nur wenn du die Arbeit beendet hast und den Wein im Preßhaus bis zum letzten Tropfen getrunken hast, bekommst du deinen Tagelohn.“

Als der hinterlistige Mann fortgegangen war, ging Jakob in das Preßhaus. Das schlaue Grinsen schien ihm verdächtig. Auf dem Tisch standen zwei Liter Wein. Doch merkte er in der Ecke des Preßhauses zwei Zehn-Liter-Krüge voll Wein. Also, das wäre die Falle! Erbittert schaute er sich um und sah seine Freunde, Kasper, Melchior und Balthasar, vor dem Preßhaus. Alle drei waren etwas verdrießlich, weil Jakob, trotz der Vereinbarung, nun doch für den Geizhals Arbeit verrichtete. Der

erbitterte Tagelöhner erzählte ihnen das schamlose Vorhaben des Nimmersattes. Dafür wird er noch heute bitter büßen, sagten die Freunde.

Kaspar machte einen Vorschlag: „Ich werde die 20 Liter Wein nach Hause tragen. Melchior und Balthasar sollen Jakob beim Misttragen helfen. So werden wir gemeinsam den vielen Dünger in den Weingarten bringen. Doch nicht für zwei Pengő. Die leeren Krüge werde ich sofort zurückbringen.“

Die drei machten sich an die Arbeit und trugen in großer Eile den Mist in den Weingarten. Kaspar brachte die leeren Krüge und stellte sie auf ihre Plätze. Kaum hatten die drei Freunde den Dünger im Weingarten, bemerkten sie, daß sich der unausstehliche Mann näherte. Die drei Männer versteckten sich rasch im Wald. Jakob ging in das Preßhaus, setzte sich zum Tisch und legte seinen Kopf darauf. Er tat, als wäre er besoffen. Sein weiteres Benehmen machte er von der Haltung des Geizkragens abhängig.

Der knausrige Bauer staunte, als er sah, daß der viele Mist in den Weingartenreihen war. Das wäre doch eine Arbeit für zwei oder drei Männer, dachte er. Als der rücksichtslose Mann die Preßhaustür öffnete, sah er, daß sein bärenstarker Tagelöhner stockbetrunken am Tisch saß. Ja, die Flasche war leer. Er rüttelte seinen Tagelöhner, doch der gab kein Lebenszeichen von sich. Nun schüttelte er ihn nochmal, worauf Jakob schläfrig seine Augen öffnete. Scheinheilig sagte der Bauer: „Wie ich sehe, hast du den Fingerhut voll Mist in den Weingarten getragen. Du hattest also Zeit genug zum Trinken. Wenn ich aber einen Tropfen Wein im Preßhaus finde, bekommst du keinen Heller.“ Der kleine, schwächliche Geizkragen ging mit großer Überheblichkeit zu den zwei Krügen. Doch als er den einen hochhob, blieb ihm fast der Atem stehen. „Wo ist mein Wein“, schrie er den scheinbar betrunkenen

Tagelöhner an. „Dich werfe ich sofort zur Tür hinaus! Du bezahlst sofort meinen Wein!“

Das genügte Jakob, denn er war sich nun sicher, er sollte ohne Bezahlung den Mist in den Weingarten tragen. Blitzschnell packte er das Männchen am Kragen, schüttelte ihn gewaltig und schrie so laut er konnte: „Du Schuft, jetzt hast du deine Absicht verraten. Du wolltest, ohne Rücksicht auf meine Familie, daß ich deinen Dünger umsonst in deinen Weingarten trage. Du hast aber deine unverschämte Rechnung ohne mich gemacht.“ Dabei schüttelte er den Schwächling so gewaltig, daß er ganz blau wurde. Dann stellte Jakob den Nimmersatt nieder und sagte in ruhigem Tone: „Den vielen Mist haben wir zu dritt in deinen Weingarten getragen. Dafür legst du sofort sechs Pengő auf den Tisch. Den Wein mußten wir verschwinden lassen, sonst wäre die zweite Aufgabe nicht gelöst. Wenn du aber auf jeden Fall deinen Lohn dafür verlangst, bekommst du von mir sofort zwei schöne, blaue Augengläser, damit dich der glitzernde Schnee nicht verblendet. Nachher werde ich dir deinen Hintern gut bearbeiten, so daß du dir eine Woche keinen Sitzplatz wünschst. Nach einigen Wochen schenke ich dir noch eine schwarze Sonnenbrille, damit die grellen Sonnenstrahlen deinen schönen Augen nicht schaden können. Ich halte mein Versprechen, das wirst du gleich erfahren. Ich warte zwei Minuten auf deine Antwort. Hoffentlich wirst du dich gut entscheiden.“

Der völlig überraschte Geizkragen zog zitternd seinen Geldbeutel aus der Tasche, legte sechs Pengő auf den Tisch und stotterte voller Angst: „Jakob, es war ja nur ein Mißverständnis. Du hast ein wenig getrunken und hast meine gute Absicht schlecht verstanden. Ich wollte nur ein wenig scherzen. Nur die zwanzig Liter Wein? Wenn das meine Frau erfährt, jagt sie mich fort. Und daß ich im Nachbarort war, soll unser Geheimnis bleiben. Ich werde beide Krüge mit Wein füllen und bitte dich, helfe mir beim Heimtragen.“

Als die beiden mit den gefüllten Krügen das Preßhaus verließen, fuhr der letzte Schlitten mit lautem Klingeln dem Dorfe zu. Neben dem Kutscher saßen drei Männer mit ein wenig Besenreisig.

Fabian, der Geizhals, hatte sich nach diesem Vorfall gänzlich verändert. Von jenem Tag an war Jakob sein ständiger, gut bezahlter Tagelöhner. Fabians Frau, die schöne Wawie, zahlte Jakob heimlich hie und da noch einen Pengő Zugabe. Der Grund war ihr Geheimnis.

Stefan Raile Georgs Geschichte

Als ich von Georg einen dicken Brief erhielt, erfasste ich schnell, woher wir uns kannten. Er hatte daheim ein paar Häuser von uns entfernt gewohnt und war, während ich noch die dörfliche Grundschule besuchte, schon aufs städtische Gymnasium gegangen, bis wir im selben Zug weggefahren wurden.

Mein Roman, teilte er mir mit, habe ihn so sehr an seine ersten Erlebnisse in der neuen Klasse erinnert, dass er sie aufgeschrieben habe. Falls ich mir seine Geschichte ansehe, hoffe er, dass ich mich melde.

Neugierig entfaltete ich die beige-fügenden Blätter und begann zu lesen: Er hieß Heiner, saß in der Bank vor mir, hatte blondes, sorgfältig gescheiteltes Haar und hellblaue, kalte Augen, die mich wiederholt belauerten.

„Wenn ich du wäre“, sagte er am dritten oder vierten Tag, nachdem er in einer Hofpause zu mir getreten war, „würde ich schleunigst auf Nimmerwiedersehen verduften, ohne auch nur eine einzige Sekunde zu zaudern, das Ränzlein schnüren, meine Beine in die Hand nehmen und heidewitzka lostippeln, bis ich in andre Gefilde käme.“

„Warum?“, fragte ich.

„Weil du am falschen Ort bist!“

„Wieso?“

„Du kannst nicht mal richtig deutsch, Mensch“, sagte er in einem Tonfall, der fast mitleidig klang, aber geringschätzig gemeint war, „quatscht dein elendes Kauderwelsch, das schlimmer klingt als Wasserpolnisch, obwohl schon das sämtliche Gehörnerven martert, wenn einem bewusst wird, dass Sprache ausdrückt, wie es um die Seele bestellt ist. Man denkt gleich an Zigeuner, sobald man erfährt, wo du herkommst. Du hast in ihrer Nähe gelebt, und es färbt selbst dann ab, wenn das Unwahrscheinliche, dass vielleicht keiner in euren Stamm- baum gepfuscht hat, zutreffen sollte. So oder so, du verkörperst eine fremde Welt, Junge. Das schafft eine Kluft, die du kaum jemals überbrücken wirst. Wir sind nicht bestrebt gewesen, uns von allem Artfremden zu befreien, um hinterrücks erneut davon durchsetzt zu werden. Zwar haben wir verloren, was hätte gewonnen werden müssen, und deshalb kann man uns viel auferlegen, aber wenigstens unter uns wollen wir bleiben. Alle, die auch nur ein Fünkchen Ehre im Leib haben, werden sich deshalb gegen jedwede Verunreinigung wehren. Das steckt in uns, ist nicht mit dem Reich untergegangen. Es wurde uns für die Ewigkeit eingepflegt, wir können nichts dafür.“

Etliche Wochen nach mir kam Nina, die eigentlich Janina hieß, in unsre zwölfte Klasse, wo mich Heiner weiter auf seine boshafte Art behelligte. Martell, unser Lehrer, ein blashäutiger, magerer, alter Mann, der bereits Rente bezog, aber noch arbeitete, um den Unterricht, für den es an ausreichend befähigtem Nachwuchs fehlte, aufrecht zu erhalten, stellte sie uns vor. Sie sei,

sagte er, auf unergründlichen Wegen, über die uns das Schicksal führe, aus dem fernen Masuren in unsre Gemeinschaft gelangt. Er ahne, wie sie sich fühle und hoffe, dass wir fähig seien, so viel Hilfsbereitschaft aufzubringen, wie sie brauche, um sich einzuleben. Sein ausgestreckter Zeigefinger wies sie zu dem freien Platz neben mir. Als sie sich mit kurzen, unsicheren Schritten und vorge-schobenen Schultern näherte, sah ich, dass sie hellbraune Haare und grüne Augen hatte.

Während ich, weil man meine Reifeprüfung, die ich abgelegt hatte, bevor wir weggefahren wurden, nicht anerkannte, das letzte Schuljahr wiederholen musste, durfte Nina, durch kriegsbedingte Versäumnisse wie ich überaltert, eine Klasse überspringen. Trotzdem kam sie besser als ich zurecht, da sie die meiste Zeit deutsch unterrichtet worden war.

Das Sprachvermögen half ihr auch im Umgang mit Heiner, den Martells eindringliche Bitte kein bisschen zu berühren schien. Sobald er Nina ähnlich wie mich anzupöbeln versuchte, gelang es ihr, ihn schlagfertig abzuwehren. Als sie später beobachtete, dass ich mich, härter als sie angegriffen, nicht gut genug mit Worten verteidigen konnte, schlug sie mir auf dem Heimweg unerwartet vor: „Wir sollten uns verbünden.“

„Weshalb?“

„Ich wüsste mehrere Gründe.“

„Erstens?“

„Ich mag die Gegend, aus der du wahrscheinlich stammst. Im vorletzten Kriegsjahr, als bei uns die Lebensmittel schon empfindlich knapp wurden, habe ich einen Teil der Sommerferien bei einer ungarndeutschen Familie verbracht.“

Der Ort, den sie nannte, lag keine fünfzehn Kilometer von unsrem Dorf entfernt. Doch ich war nie dort gewesen.

„Hat's dir gefallen?“, fragte ich.

„Sehr“, entgegnete sie. Neben den gepflegten Anwesen habe sie besonders beeindruckt, was unge-wohnt gewesen sei: der Staub, der bei Trockenheit unter den Hufen der Pferde und den Rädern der Fuhrwerke empor stob, der Kleinrichter, der an jeder Ecke seinen Trommelwirbel schlug, ehe er die Nachrichten aus dem Gemeindeamt vorlas, die Kesselflicker, Scherenschleifer und Besenbinder, die mit gleichförmigen Rufen ihre Dienste anboten.

Sie sprach so anschaulich, dass ich, was ich von ihr hörte, zu sehen meinte. Ich erblickte unser Haus, den Ziehbrunnen, die Stallungen, die mit Akazien bewachsene, von einem Wassergraben durchzogene Straße.

An der Stelle, wo sich unsre Wege trennten, verharrte Nina. Als sie mir das Gesicht zuwandte, bemerkte ich, dass ihre Augen stark glänzten und winzige Sommersprossen die kurze,

gerade Nase sprenkelten. Natürlich, fuhr sie fort, erinnere sie sich ebenso an den Überfluss, den es mitten im Krieg noch gegeben habe, und manchmal träume sie davon, wie damals Hühnerpapasch, Rindfleisch mit Krensoße, Mohnstrudel, Maulbeeren, Pfirsiche oder Melonen zu essen und frisch gemolkene Milch, Kracherl oder Sodawasser zu trinken.

„Zweitens?“, fragte ich, als sie schwieg.

„Mir scheint“, sagte sie, „dass wir uns in der gleichen Lage befinden.“

„Inwiefern?“

„Wir durften beide nicht bleiben, wo wir uns besser gefühlt haben, und hier setzt man uns unerträglich zu. Es wirkt fast, als wären wir für Heiner und seine Kumpane die neuen Juden. Sie brauchen wohl immer jemand, an dem sie ihr Mütchen kühlen können. Aber wir dürfen es nicht zulassen!“

„Wie willst du's verhindern?“

„Indem wir uns mit allen Mitteln wehren!“ Dabei könne auch helfen, wenn es uns gelinge, die andren durch unerwartete Leistungen zu beeindrucken. Allein sei es sicher kaum möglich, aber gemeinsam lasse es sich vielleicht schaffen. „Wollen wir's versuchen?“

Ich stimmte bereitwillig zu, ehe ich fragte: „Und drittens?“

„Das ist noch ungewiss.“

„Wieso?“

„Weil es“, sie druckte ein bisschen, bevor sie fortfuhr, „von uns und dem, was weiter geschieht, abhängt.“

Ich blickte in ihre Augen, die stärker als vorher glänzten, und ich entdeckte, dass sie nicht nur grün, sondern auch grau getüpfelt waren.

Es zeigte sich, dass Ninas Annahme stimmte. Wir schafften es wirklich, uns durch gegenseitige Hilfe auffallend zu verbessern.

Sobald es Heiner und seinen Verbündeten auffiel, griffen sie uns, anders als erhofft, noch erbitterter an. Obwohl es Martell nicht entging, sah er geflissentlich darüber hinweg. Hatte er nur geheuchelt, als er Nina vorstellte? Oder fühlte er sich zu alt und ausgelaugt, um etwas gegen die Feindseligkeiten zu unternehmen?

Davon überzeugt, dennoch richtig zu handeln, verstärkten wir, unberührt vom wachsenden Druck, den wir aushalten mussten, unser Bemühen. Meist begab ich mich zu Nina, weil wir in ihrem Alkoven ungestört waren. Wir saßen auf dem harten Betrand, lasen in unsren Mitschriften, hörten einander ab und erzählten manchmal von daheim.

An dem Tag, da das Unerwartete geschah, dunkelte es bereits, als ich den Rückweg antrat. Er führte an einem von Unkraut überwucherten Ruinengelände vorbei. Der schmale, blasse Mond leuchtete so schwach, dass alle Umriss verschwammen.

Zwar hörte ich das Geräusch, konnte aber nicht mehr ausweichen. Die Schlinge, die man mir überwarf, schnürte meine Brust ein, und meine Arme wurden von hinten fest umklammert. Die Angreifer schoben mich über lose, geborstene Ziegelsteine und wacklige, ausgetretene Treppenstufen in einen Kellerraum, wo zwei Wachslichter brannten. Meine Gegner, die, wie ich nun erfasste, zu fünf waren, trugen Stoffmasken, in die sie schmale Schlitz für Nase, Mund und Augen geschnitten hatten.

Ich versuchte, mich loszureißen, doch es gelang mir nicht.

„Was wollt ihr?“, keuchte ich.

„Dich warnen“, erwiderte eine dumpfe, verstellte Stimme.

„Wovor?“

„Dich weiter mausig zu machen!“

„Das heißt?“

„Bleib am Boden, Zigeuner! Überlass die Höhenflüge den Berufenen.“

Du bist ihnen ausgeliefert, dachte ich, war aber nicht gewillt, mich dem Zwang zu beugen.

„Das könnt ihr nicht verlangen!“, stieß ich hervor.

„Stopf ihm 's Maul!“, befahl der bisherige Sprecher, den ich auch jetzt nicht erkannte.

Als sie mir die Schirmmütze übers Gesicht zogen, spürte ich, wie die Luft knapp wurde. Mein Herz hastete, der Mund wurde trocken, in den Hinterkopf bohrte sich Schmerz, der rasch zunahm.

An der Stelle brach die Geschichte ab. Ich durchsuchte alle Unterlagen, ohne ein weiteres Blatt zu finden.

Am Abend rief ich Georg an.

„Ich hab darauf gewartet“, sagte er.

„Wieso?“

„Weil ich geahnt hab, dass du wissen möchtest, wie's ausgeht.“

„Kein schlechter Trick“, erwiderte ich. „Aber er wäre nicht nötig gewesen. Ich hätte mich auch sonst gemeldet.“

„Trotzdem ist's so spannender.“

„Weshalb?“

„Weil ich dich raten lassen kann“, entgegnete er. „Was, meinst du, ist danach geschehen?“

„Wahrscheinlich haben sie dich eingesperrt.“

„Richtig“, bestätigte er. „Und wie, glaubst du, kam ich heraus?“

„Von allein?“

„Nein. Nina hat mir geholfen. Sie bemerkte von der Haustür Gestalten, die mir folgten, schlich ihnen hinterher, belauschte durch ein Kellerfenster, was sich abspielte, konnte, sobald die Entführer gegangen waren, die verrammelte Tür öffnen und mich von meinen Fesseln befreien.“

„Aber damit“, sagte ich, „ist die Geschichte wohl noch nicht zu Ende.“

„Führ sie fort.“

„Ich vermute, dass du an jenem Abend Ninas dritten Grund begriffen hast.“

„So war es.“

„Und weiter?“

„In sechs Wochen feiern wir goldene Hochzeit. Wie wär's, wenn du kommen würdest?“

Wort- und Bilderwelt in ungarndeutscher Lyrik

(Fortsetzung von Seite 2)

che poetische Ausdruckskraft eigen, das ihre Sinnggebung wieder und wieder im Wort, seiner Bildgestaltung erfüllt. In anderen lyrischen Texten unterschiedlicher Ausprägung findet dieses Schweige-Motiv seine Gestaltung, was auf seine besondere Bedeutung – die Unge- wißheit – schließen läßt. Robert Beckers Gedicht „Schwäbische Tür- kei“ führt zu Bekannt-Unbekann- tem.

*Aus den Wandrissen
wortberaubter Bauernhäuser
träufeln Märchen.
Alten Frauen ähnlich,
die man mit ihren Gartenbesen
plaudern hört,
murmeln sie vergessene
Geschichten.*

Die Bildsprache dieses Gedichts hat zunächst den unzweideutigen Charakter eines geographischen Verweises, indem es einen begrenzt bestimm- baren Landesteil Ungarns benennt, ihn und seine Vergangen- heitsgeschichte ins Gedächtnis ruft. Dieser Titelbegriff hat zwei Hinter- gründe mit gesellschaftlichem Bezug. Der eine hebt die vorzugs- weise Besiedlung durch Deutsche (Schwaben, Franken, Bayern) her- vor, der andere bezieht sich auf die einst von Türken besetzten Teile des Landes. Das ist das Äußere in seiner Bedingung für das Folgende.

Mit dem einleitenden Satz beschreibt der Lyriker Tatbestände, die es zu durchdenken gilt. Der bau- fällige Zustand „Wandrisse“ einer- seits und „wortberaubt“ andererseits weist auf seine Unbewohnbarkeit, was nach möglichen Ursachen fra- gen läßt und so Nachdenklichkeit freisetzt. Sie können nicht im wider- spruchslosen Verlassen zu suchen sein, ist doch der Begriff „beraubt“ dem sinnähnlichen „gewaltsam“ zuzuordnen. Eingeschlossen in ihm das Unrecht gegen Menschen und ihr Eigentum. Ein anderer Grund als Vertreibung einstiger deutscher Bewohner kann deshalb nicht gemeint sein. Als geschichtsbewuß- ter Lyriker wählte Becker ein für die ungarische Geschichte unzweifel- haft schandvolles Ereignis, das er zum lyrischen Gegenstand erhob, weil es mehr und mehr vom Ver- gessen umrankt wird. Er goß es in die bildsprachliche Wortform seiner Muttersprache. Dadurch lebt das der Erinnerung verhaftete Geschehen glaubhaft auf. Daß der Erzähler gesichtslos bleibt, also namenlos, darf als Kunstgriff verstanden wer- den, mit dem das Erinnern verviel- facht wird, denn noch leben Zeitzeu- gen und tragen schwer an ihm. Demzufolge birgt das Wort „Mär- chen“ eben mehr als nur Erdachtes, es baut – wie viele Märchen – auf Zurückliegendes.

Obwohl vormalig Geschehenes im Zeitverlauf Meinungsverände- rungen unterworfen sein kann, sammelt sich in dem „Geträufelten“ langsam das unumstößlich ge- schichtlich und schicksalhaft Wahre in seiner von Selbstbetroffenheit bewegten Unvergeßlichkeit. Im Erzählen/Geplauder findet es seine sinngebende Erfüllung.

Der fremdklingende Titel des Gedichts „Meditation“ von Maria Klotz stößt den Leser an, für ihn eine Verdeutschung zu suchen, in ihr heißt es: Nachdenken, sinnende Betrachtung.

Eigentlich steht diese Anregung in unserer Zeit des schnellen, ja oberflächlichen Dahinlebens im Wege. Doch eben deshalb ist dieser Entschlüsselungsverweis ein Anstoß, sich in etwas hineinzuden- ken, als auffordernde, als dringende Bitte zu verstehen. Sie lenkt mit Wenigem in unterschiedliche Rich- tungen, wenn sie sagt:

*Worte,
schwäbische Worte,
ewige Reihen,
in einfachen Reimen,
leiseweinend,
frischfröhlich
schrein mich an.
Fremdsprache?
Muttersprache,
Ahnertssprache.*

Ihr wird mehr und mehr ein Pro- blem bewußt, in das sie sich gedan- kenreich vertieft und in Worte faßt, was sie bewegt, berührt und fühlt. Darin sieht sie ihre Verantwortung für die Muttersprache, ihren Reich- tum. Daß Gefahr besteht, daran gibt es keinen Zweifel – „schreien“ ist dafür das rechte Wort, um auf ihre fortschreitende Vergänglichkeit auf- merksam zu machen. Es reicht nicht dem verflachenden Interesse Aufru- fe entgegenzusetzen, selbstzufrie- den zu meinen, sie allein genügen. Entschiedene Umkehr zu wirklichen Taten ist notwendig, damit Verände-



Antal Lux: Glüht die Stille

rungen erkennbar und Erfolge sicht- bar werden – das meint die Lyrike- rin. Schwingt doch im Erinnern all das, was mit Worten zu sagen oder nicht zu sagen ist. Sich dem hinzu- geben, an Kindheit, Eltern und Großeltern, Jugend, Freunde, Ver- wandte, ihr Lachen und Weinen, an Bräuche und Lieder, an Glückliches und Trauriges wie auch an Geschichtliches zu denken, ihnen sprachliche Lebendigkeit in seiner gedanklichen Gefühlsausbreitung zukommen zu lassen, das ist das eine ihres Gedichts, das andere ruft zu unabwendbaren Überlegungen zu den Lebensstatsachen auf: Was bedeutet mir Muttersprache noch? Oder hab ich sie bereits aufgegeben? Solche Fragen und ihre begründenden Vertiefungen setzen Gedanken- räume frei. Was heißt Mutter-, was Fremdsprache? Was spreche ich wann und wo? Ist „Ahnertssprache“ das letzte Wort? Meint es die Gren- ze des einst Erreichten? Bewegt es, sich von ihr abzuwenden oder sie zu bewahren? Nicht museal, sondern in ihrer ausdrucksvollen Lebendigkeit im Sachlichen, Gefühl- und Klang- vollen der Muttersprache verpflich- tet zu bleiben? Fragen zu stellen bringt Klarheit über So-oder-So- Entscheidungen. Dazu will dieses Gedicht beitragen, denn Halbheiten führen zu schmerzvoller Unzufrie- denheit.

Der unvorbereitete Leser könnte bei dem Gedichtstitel „Laufrichtung“ von Josef Michaelis meinen, in etwas Sportliches hineingeführt zu werden, doch mit dem Folgetext erfährt er Persönliches im Rück- und Vorausblick.

*Meine Vorfahren
waren dort geboren
wo die Donau entspringt,
ich kam da zur Welt,
wo sie nach Süden hält.
An welchem Ufer
die Wiege meines Enkels
schaukeln wird?*

*Jeder mächtige Strom
schwemmt aber Land
in seinen Wellen mit,
ergießt sich ins Meer
unseres gemeinsamen Planeten.*

Dem Lesenden ist aufgegeben, sich geographisch zu orientieren, um Anhaltspunkte zu finden und Näheres über die Ursache der un- terschiedlichen Geburtsorte zu erfah- ren. Diese zur Aufklärung führende Spurensuche dringt tief in Geschichtliches ein und führt letzt- lich zu bewegenden Schicksalen. Für diesen Anstoß ist der Leser dankbar, denn in ihm wächst dadurch das Bild von bisher nicht gekannten lebensgeschichtlichen Zeitabläufen. Auf unerwartete Weise wird mit dem nächsten Gedanken an das Vorherige ange- schlossen: Das ganz dem Persön-

lichen verpflichtete Künftige bleibt seiner Zwiesprache und Phantasie überlassen. Nichts ist vorhersehbar, nichts läßt sich darüber sagen, Ent- wicklungen, gleich welcher Art, können an- oder vorausgedacht wer- den, anderes steht noch in den Ster- nen, ist offen für den Leser: Fami- lien- wie Gesellschafts- oder Welt- geschichtliches. Für das alles gestal- tet Michaelis das Bild vom „mächtigen Strom“, seiner hoffnungstragen- den Bewegung mit dem Zielpunkt eines „gemeinsamen Planeten“. Ist er je erreichbar, wenn das Heute und Morgen bedacht wird?

Nährt es nicht eher den Zweifel? Ohne Hoffnung wäre das Schlimme und Schlechte nicht überwunden worden, mit ihr sind Stimmungen, Gefühle und Einsichten verbunden, zu ihnen lenkt der Text Gedanken. Weltanschaulicher Hintergrund die- ses Gedichts sind immerwährende Gedankenbausteine wie „Woher komme ich? Wozu lebe ich? Wohin gehe ich ...“ Mit dieser Aufforde- rung zur Nachdenklichkeit entläßt uns der Lyriker, aus seinem Zeitbe- wußtsein heraus bietet er Überle- gungen zum Sinn unseres Lebens an.

Jede Hinwendung zum Gedicht ist eine Wegsuche nach Gemein- samkeit: Was kann ich aus meiner gedanken- und gefühlvollen Erleb- niswelt heraus in das Zwiegespräch mit dem Sprachkunstwerk einbrin- gen?

Dichtung hat etwas mit dem Ich und seinen Erfahrungen zu tun. Je näher sie dem Leser in Wort und Bild sind, um so inniger und berüh- render ihre Wirkung. In diesem Betroffensein liegt deshalb ihr einzi- ger Maßstab.

H. Rudolf

Alfred Manz

Bilanz um die Jahrtausend- wende

Sprachverwurzelt
schafften noch unsere Großeltern.

Sprachlos,
in Traditionen verwurzelt
schafften unsere Eltern.

Entwurzelt
lernen unsere Kinder
wieder –
Hochdeutsch.

2000

Ludwig Fischer stammt aus dem jugoslawischen Teil der Baranya und mußte am Ende des Zweiten Weltkriegs buchstäblich um sein Leben rennen, um ins „rettende“ Ungarnland zu kommen, da die serbischen Partisanen an allen Volksdeutschen grausame Vergeltung übten. So kommt es, daß Ludwig Fischer seiner neuen Heimat Ungarn, die ihm das Leben rettete, trotz aller Schwierigkeiten, die das Deutschtum dort auszustehen hatte, zeitlebens mit ganzem Herzen zugetan war und ist.

Darin liegt wohl auch der Grund für die Tatsache, daß Fischer meist eine Vertreibungsliteratur in einem allgemeingültigen, allgemeinschlichen Sinne schreibt. Diese Thematik impliziert von vornherein eine Atmosphäre der Wehmut, der Nostal-

gie und der Melancholie. Dabei ist der Autor in Gefahr, in Larmoyanz und Wehleidigkeit zu verfallen. Ludwig Fischers „Grundgefühl“ in den meisten seiner Erzählungen ist eine verhalten ausströmende Traurigkeit, die die meisten seiner Rückblenden und Überlegungen seiner literarischen Helden kennzeichnen. Das gilt ganz besonders dann, wenn die Probleme der für die Ungarndeutschen so schweren ersten Jahre der Nachkriegszeit behandelt werden. Hier erscheint die Wehmut, die oft auch auf eine Art Trauerarbeit einstimmt, als eine nicht zu überhörende Grundmelodie, die Rückblenden in jene Zeit einschließt.

In Fischers 1983 veröffentlichter Erzählung „Der Doktor“ wird der Hauptheld, der an der Universität vom dörflichen Schwaben zum magyarischen Doktor der Turkologie avanciert ist, Opfer einer universitären „Fehlplanung“. Er erhält die ihm zugesagte Planstelle eines wissenschaftlichen Mitarbeiters an der Uni-

versität Fünfkirchen, dem Sitz des Komitats Branau, nicht. Er muß stattdessen als Lehrer in eine gottverlassene Kleinstadt an der Donau ziehen. Er „flüchtet“ in die Erinnerung seiner Schulerfolge, die seinerzeit auch die Eltern glücklich machten. Diese stark lyrisch gefärbten Rückblenden sind die literarisch am meisten durchgestalteten Stellen. Das weitere Schicksal dieses „stillen Runtergekommenen“, wie sich der Hauptheld zu Beginn der Erzählung selbst bezeichnet, ist das „Vergessensuchen im Bier“ und die Vertiefung der Entfremdung von Frau und Sohn, der schließlich Selbstmord begeht. Aber auch jetzt keine Rebellion, kein Aufschrei. In abgrundtiefer Verzweiflung nur wankt der schwäbische Doktor der Turkologie besoffen über das Kleinstadtpflaster. In „schwäbischer“ Tüchtigkeit und Hartnäckigkeit hört er nicht auf, sein Leid jedem, den er nur erreichen kann, mitzuteilen, bis er endlich einen Schulinspektor findet, der ihm erstens zuhört und zwei-

tens dann auch noch hilft. Im übrigen wird hier durch Ludwig Fischer die heile Welt des dreisprachigen Dorfes in der jugoslawischen Baranya der Vorkriegszeit heraufbeschworen. Der Großvater wird in lyrischen Rückblenden immer wieder ins „Rampenlicht“ der Erinnerung geholt als eine Art männliche „Zauberfee“, die dem kleinen Ungarndeutschen gewissermaßen über die schwäbische Mundart den Schlüssel zur deutschen Sprache und Literatur vermacht hat. Im Pensionsalter beginnt der Schwabenkel, kurze Geschichten zu schreiben. „Vor hundert Jahren bewundert er noch die deutsche Sprache, jetzt mit grauen Haaren bemächtigte er sich dieses Wunders. Das war das Innigste seines Lebens. Es war sein Leben.“

Deutlicher hätte man die Grenzen dieser lyrischen „Vergangenheitsbewältigung“, die in einem zu schönen Bild geschieht, kaum fassen können. Hier wird die Spannung „künstlich“ gelöst und dabei gleichzeitig „wieder

Heuer zog der Sommer schon im Mai durch die Gegend. Nach dem launischen April erhoffte man sich schöne Maitage, sonnige Tage mit Frühlingsschönheit, mit viel Grün, Duft und Fröhlichkeit. Der heranrückende Sommer verdrängte aber alle Erwartungen. Schwül und heiß war es, im Juni rieselte nur noch warmer Staub auf die Stadt nieder. Die Leute waren schon früh am Morgen an ihren Radios, sie wollten etwas von Regenwolken hören, von Regen und Wind, hörten aber nur von der katastrophalen Dürre. Am Abend hat man die Fenster nicht mehr geschlossen. Es kam aber kein Schlaf in die Augen. Die schwüle Nacht quälte besonders die alten, die bejahrten Leute. Die schwüle Nacht machte alles matt. Man seufzte nur, wälzte sich im warmen Bett herum, murmelte vor sich hin und wartete auf die Morgendämmerung.

Gegen acht wurde es dann wieder still in der Stadt. Autos huschten vorbei. Hier und da saß ein alter Mann im Schatten der alten Bäume. Sie schauten den Autos nach.

Er saß unter einem Kastanienbaum.

„Das tut aber wohl!“ meinte ein alter Mann. Er stützte sich auf seinen Stock. Dürres Gesicht.

„Setzen Sie sich zu mir, Nachbar!“
„Ja, die Luft vom Berge her“, näherte sich der Alte mit dem Stock. Er legte seinen weißen Strohhut auf die Bank. In der Hand hatte er eine Zeitung.

„Was bringt uns wohl dieser Tag, Herr Holznagel?“

„Was denn? Wolkenfreien Himmel. Nach dieser qualvollen Nacht rührt sich nur noch ein Lüftchen. Nach so einer Nacht kommt man hundemüde aus dem Bett.“

„Die Zeitung prognostiziert 35 Grad.“

„Anfang Juli und kein Tropfen Regen, Wissen Sie, Herr Holznagel, den Tag verkraften wir noch. Wir essen zu Mittag, schlummern ein Stündchen in der Stille.“

„Stille sagen Sie?“

„Genau! Die jungen Leute gehen schon früh am Morgen zur Arbeit, die Kinder zur Schule. In der Stille gönnt man sich halt ein Nickerchen.“

„Da haben Sie ganz schön Glück. Wieviel Wohnungen gibt's denn in Ihrem Treppenhaus?“

„Zwanzig.“

„Mann, oh Mann!“

„Man hat schon seine Plage in so einem Hochhaus. Zwölf Stock!“

„Na ja! Schön heiß wird es schon wieder.“

„Das hat die Menschheit selbst angezettelt!“

„Sie meinen?“

„Die Auspuffgase! Die verfluchten Auspuffgase! Gucken Sie mal das Auto hier. Ein Bürschel sitzt darin! Und wohin die Fahrt geht? In die Nachbarschaft zur Freundin. Gucken Sie mal! In diesem Auto sitzt ein Mädele! Und dann ist man erstaunt, daß die Natur, die der liebe Gott eingestellt hat, nicht mitmachen will.“

Später konnte man wohlriechende Küchendämpfe vernehmen. Mittagszeit. Hier und da war auch das Geklirr der Teller zu hören, dann auch Rufe, laute Worte. Allmählich wurde es still in den Wohnungen der Hochhäuser. Ruhe schlich in die Seelen.

Der Lärm verjagte aber bald Ruhe und Schlaf aus den Wohnungen. Ein Pferdewagen rumpelte und rasselte den Hochhäusern zu. Vor dem Wagen trabte ein zottiger Schimmel. „Schieben, Leute, und nicht spazieren!“ rief

der Mann vom Wagen. „Anpacken.“

„Du hast leicht reden, Chef! Sitzt auf dem Wagen wie ein Fürst!“

Der Chef wischte sich mit einem großen Taschentuch übers Gesicht. „Schieben, sehr geehrte Herren!“

„Ich?“

„Genau! Die Bierflasche paßt schon besser in deine Hand! Du stülpst dir deinen Strohhut auf den Kopf und basta.“

Es wurde gelacht und gelärmt. „Rosi! Mach schon, Rosi! Der verdammte Gaul will auch nicht mehr mitmachen. Wir sind ja nicht mehr weit, Rosi! Etwas Begeisterung, Rosi!“

„Chef, Rosi hat auch die Nase voll!“

„Ich weiß nicht, warum mich der liebe Gott mit solchen Leuten, mit solchen Schlawinern bestraft hat. Los, Rosi!“

Es wurde wieder laut. „Rosi! Los, Rosi!“ Der Chef saß mit der Peitsche in der Hand auf dem Wagen, fünf Männer schoben den schweren Wagen.

„Wer dachte, daß ein Klavier so verdammt schwer ist? Ist da Blei dabei, Chef?“

„Wie in deinem Schafskopf, Charlie.“

„Sollten wir vielleicht dort unter den schattigen Bäumen eine kurze Verschnaufpause halten?“

„Otto ist ein sozial denkender Mensch!“ rief eine heisere Stimme.

„Chef, reich mir mal die Peitsche, ich werde das Luder gleich in Trab setzen.“

„Laß die Finger von meinem Gaul! Wir können ganz schön froh sein, daß er uns das Instrument durch die

Ludwig Fischer:

Stadt zieht.“

„Der Chef hat recht. Guckt auch mal Rosi an, Leute! Ist nicht in bester Verfassung!“

„Das geht uns einen Dreck an!“ sagte ein mürrischer, stämmiger Mann.

„Schaffen wir das Klavier in die Wohnung, das Geld in den Beutel und machen wir uns aus dem Staub. Mir gefällt diese Dudelei überhaupt nicht!“

„Deswegen sind wir doch hier! Meint ihr nicht?“ fuhr der Chef den Wagen unter die Bäume.

„Guck mal, Oswald! Wolkenkratzer! Hast schon solche Häuser gesehen?“

„Du warst schon immer so ein Blödmann. Wolkenkratzer! Zehn, zwölf Stock! Verbrachtest du deine Kindheit in einer Höhlenwohnung? Mit Dädi und Mam?“

„Soll das eine grobe Beleidigung sein?“

„Nicht, daß ich wüßte. Und schrei mich nicht an!“

„Schreien? Wer schreit hier?“

„Brüllen tust du!“

„Hört ihr das? Ich brülle! Brülle ich, Chef?“

„Ende! Seid ihr denn alle aus dem Irrenhaus?“

„Ja, ihn haben sie jetzt aus dem Knast entlassen!“

„Es tut mir schon leid, daß ich gerade euch einen Verdienst zukommen lassen wollte!“

Gejohle, Gelächter, Lärm.

„In der Gastwirtschaft habt ihr ein Freibier bekommen. Was wollt ihr noch?“

„Machen wir uns an die Arbeit!“ Hoch oben öffneten sich ein Fen-

seinen Werken hervorschimmt

unkünstlerisch“, weil nicht typisch, weil rein subjektiv, mag es teilweise auch autobiographisch auf Fischer zutreffen. Die überwiegende Mehrheit der jungen Ungarndeutschen konnte diesen Weg gar nicht gehen, weil er nur für Leute, die mit einer spezifischen Begabung dafür ausgestattet sind, gangbar ist. So kann der Autor hier nicht repräsentativ gelten, sondern muß als glücklicher Ausnahmefall verstanden werden. Es spiegelt dies auch die Verhältnisse im dogmatischen sozialistischen Realismus wider, der es eben nicht vermochte, der Wirklichkeit realistisch ins Auge zu sehen. Trotz vieler schöner, gut lesbarer Stellen ist die in Rede stehende Erzählung Fischers darüber hinaus gerade in ihrem Schluß ein Beispiel für die Gefahr, in der die ungarndeutsche Literatur, aber auch jede andere Minderheitenliteratur steht, nämlich aus mangelnder Problemorientierung die Wirklichkeit ganz oder zumindest teilweise aus dem Auge zu verlieren.

Fischers bisher vielleicht beste Erzählung trägt den Titel „Im Weingarten des Herrn Notar“. Hier ist die Spannung von Anfang an vorhanden. Eine schwäbische Familie arbeitet von früh bis spät im Weinberg des Notars, um, auf diese Weise versteckt, der Vertreibung aus der Heimat zu entgehen. Die im Vergleich zum Vater realistischere Mutter hält den Preis für Mühe und Plackerei für viel zu hoch. Die Begegnung des 17jährigen Haupthelden mit einem 19jährigen ungarischen Mädchen, in das er sich verliebt, wird schnörkellos und nie ohne eine kleine humoristische Note geschildert und läßt auf einen Neuanfang hoffen. Denn gerade diese 19jährige Ungarin ist es, die die menschenhinderliche Ausbeutung der Familien beenden hilft, indem sie die Versteckten darüber aufklärt, daß die Vertreibung der Ungarndeutschen inzwischen eingestellt worden ist. Die Liebe des Ich-Erzählers zu der jungen Ungarin symbolisiert die Liebe Fischers zu

seiner neuen Heimat Ungarn. Die junge Frau steht für die Mutter Ungarn, die allen ihren Kindern ein gerechtes und lebens- wie lebenswertes Leben zu bieten bereit ist. Der dankbare Traum eines von seiner „neuen“ Heimat geretteten Angehörigen einer nationalen Minderheit findet hier seine glaubwürdige literarische Gestaltung.

Fischer hat den Verlust der Heimat mit tiefen seelischen Verletzungen überlebt und die Fähigkeit entwickelt, diese literarisch fruchtbar zu machen. Wenn er die ausgetretene breite Straße des oberflächlichen Optimismus verläßt und die wesentlicheren Nebenwege der Zweifel, Enttäuschungen, unerfüllten Träume und unstillbaren Sehnsüchte nicht scheut, dann sind seine Erzählungen ausgesprochen gute, ausgestarke Regionalliteratur, die eine ganze Menge über ihn selbst, seine Volksgruppe, seine Heimat Ungarn und das Leben schlechthin im inzwischen verblichenen Ostblock mitzuteilen

instande ist. Mit seiner stillen, leisen, häufig leicht wehmütigen, aber immer mitteilungsreichen und von Herzen kommenden gefühlsdurchpulsten Sprache hat der heute 74jährige Ludwig Fischer ein Leben lang gegen Kälte und Verdrängung in Ungarn und in der Welt gekämpft, sich zum mitunter flüsternden Fürsprecher von Menschlichkeit, Herzenswärme und Geborgenheit in seiner nicht gerade immer bequemen Heimat Ungarn gemacht. Wo er nur konnte, hat er oft trotz Trauer und Enttäuschung für sie geworben, hat sie ihm doch als Kind das Leben gerettet, was er nie vergessen hat und was aus allen seinen Werken hervorschimmt. Als reifer Mann kann er seiner ungarischen Heimat nun danken, indem er durch seine Erzählungen mithilft, deren Kultur und Menschlichkeit, nicht zuletzt hoffentlich endlich auch ihren Minderheiten gegenüber, in ein neues demokratisches Europa zu bringen.

Ingmar Brantsch

Das Klavier

ster. Im Fenster erschien ein breites Gesicht, dickes, graues Haar. „He, ihr dort unten! Was sucht ihr hier? Was soll der Höllenlärm?“

„Geht dich einen Dreck an, Opa! Hast mich verstanden?“

„Pakt eure Sachen und verschwindet! So ein Waldesel!“

„Verschwinde, alter Scheißer, sonst krachst's!“

Die Fenster wurden geschlossen.

„Fuchs! Du warst schon immer so ein Schlitzohr. Versuch festzustellen, ob unser Mann in diesem Wolkenkratzer haust oder nicht. Kannst du mir im Wirrwarr deiner hochschwebenden Gedanken folgen?“

„Gewiß kann ich das, Chef. Du weißt schon, daß ich ein fester Punkt in deinem Leben bin, auf den du dich verlassen kannst.“

„Schon gut, schon gut. Also. Man sagte mir auf dem Ladeplatz, wir finden unseren Mann in einem der fünf Hochhäuser.“

„Und wenn er im zehnten Stock wohnt?“

„Dann gehst du hoch und schaut dir seine Tür an. Franz Müller heißt der Bursche. Vielleicht haben wir auch Glück und der Mann wohnt im zweiten Stock! Na gut. Beweg dich!“

Man sah noch die rote Mähne von Fuchs, dann wurde wieder ein Fenster geöffnet. „He, ihr dort unten!“ rief eine kräftige Männerstimme. „Wer seid ihr?“

„Der Weihnachtsmann. Aber für dich, alter Knabe, haben wir nichts mit!“

„Verschwindet!“

„Als käme die Stimme vom Himmel! Du brauchst aber nicht zu schreien. Wir sind ja nicht taub! Du

bekommst auch kein Geschenk, böser Bube. Kannst dich schon ganz ruhig zurücklegen. Ein Schläfchen nach dem leckeren Mittagessen! Wir sind keine bösen Leute!“

„Verschwindet!“

„Nicht heulen, Opa!“

„Ich werde die Polizei rufen. Die sind bald hier.“

„Wenigstens sehen sie auch so einen alten Blödmann.“

„Chef, ich habe den Kerl!“ kam Fuchs zurück.

„Da haben wir Sauglück, daß wir ihn gleich auffinden konnten! In welchem Stock, mein Junge?“

„Neunter.“

„Heiliger Strohsack! Da haben wir aber ganz schön Pech! Ziemlich hoch!“

„Es gibt auch keinen Aufzug!“

„So eine Scheiße!“

„Der Fahrstuhl ist zu eng.“

„Na ja.“

„Meister! Wer wird das verdammte Klavier hochbringen? Treppen bis auf den Mond!“

„Wir werden das Zeug schon hochbringen. Das werden wir! Jawohl! Du und ich! Wir alle. Und der Bursche wird große Augen machen, wenn wir ihm die gepfefferte Rechnung präsentieren. Ihr bekommt natürlich euren Lohn, dazu will ich euch noch eine kleine Aufmerksamkeit erweisen. Wenn wir das Instrument loshaben, seid ihr alle in die Gastwirtschaft 'Frohe Stunden' eingeladen. Eine kräftige Fischsuppe mit Freibier.“

„Sehr gut! Wir wußten schon immer, daß du ein Herz für die anderen hast.“

„Danke für die Rosen! Das Heu

lassen wir Rosi zukommen.“

„Heu? Ich habe kein Heu gesehen.“

„Unter dem Klavier, Blödmann! Zuerst heben wir das Klavier weg, dann kriegt Rosi das Heu, damit sie nicht ausreißt.“

„Meister, wie schwer ist das Ding hier?“

„Sechs Zentner, wenn ich mich nicht irre.“

„Dazu noch aufwärts heben! Kein Zuckerlecken!“

„So! Jetzt machen wir uns aber an das Klavier heran! Fuchs, nimm den Ziegel dort und schlage die Riegel am Eingangstor frei. Sonst kommen wir mit dem breiten Klavier nie ins Treppenhaus.“

„Soll ich?“

„Natürlich! Oder willst du einen schriftlichen Auftrag?“

Es schepperte und klepperte. Schwere Schläge. Dann ging das Tor auf.

„Und jetzt Leute! Zupacken! Ihr wißt, daß wir's nicht mit Eierkuchen zu tun haben. Und abstellen nur auf meinen Befehl! Sonst zerquetscht das Instrument uns die Füße. Jetzt heben! Heben, habe ich gesagt!“

„So ein verdammt schweres Ding!“

„Nur schön langsam! Achtung! Die ersten Treppen! Dazu noch hohe Treppen. Achten auf jeden Schritt!“

Es wurde gekeucht, geseufzt, dann auch immer mehr geflücht. „Heben, Leute! Auch die Füße! Sonst rumpelt das Zeug die Treppen runter! Heben, heben! Nicht nachlassen, Leute! Denkt daran, daß wir bald oben sind, und denkt an die feine Fischsuppe mit Bier! Alles wird auf Kosten des Hauses gehen.“

„Abstellen! Ich kann mich mehr! Ich habe einen Krampf bekommen.

Mein Fuß!“

„Abstellen! Verschnaudpause!“

Ein Guckfenster wurde aufgerissen. Graues Gesicht, graues, zerzaustes Haar. Die Frau hatte eine tiefe Männerstimme. „Was macht ihr hier? Verschwindet, oder ihr bekommt es mit der Polizei zu tun!“

„Was will die alte Hexe?“

„Sie hat schon recht. Schreit doch nicht immer und ewig, verdammt noch mal!“

Das Guckfenster wurde wieder heftig aufgerissen. „Wüstlinge! Man kann schon in seiner eigenen Wohnung nicht ruhn!“ schrie die Frau zum Fenster hinaus.

„Schlüpfe nur allein in dein Bett, alte Hexe, auf uns sollst du nicht warten.“

Bald polterten Topfblumen die Treppen hinab. „So eine Scheiße! Was soll das viele Grünzeug in den Fenstern? Wegen der vielen Blumen kann man sich kaum rühren.“

„Nur schön langsam. Es ist ja nicht mehr weit bis zu diesem Müller.“

„Mein Gott!“

„Was hast denn schon wieder?“

„Hexenschuß!“

„Hexenschuß hin und her, wir müssen hoch kommen!“

„Verschwindet aus unserem Treppenhaus!“ rief ihnen ein alter Mann zu.

„Was soll denn das, alter Scheißer? Soll ich dir das Lästermaul zustopfen?“

„Achte lieber auf die Treppe!“

Endlich erreichten sie den neunten Stock. Sie stellten das Klavier ab. „Verschnaudpause, Leute! Fuchs, wo hast unser Müller?“

„Wohnung fünf.“

„Na gut. Hauptsache, daß wir unser Ziel erreicht haben!“

(Fortsetzung auf Seite 10)

Vorläufiger Höhepunkt

(Fortsetzung von Seite 1)

findenden Werkstattgesprächen der ungarndeutschen Autoren spielten und spielen die Erfahrungen und Erkenntnisse der deutschen Minderheitenliteraturen, besonders der rumäniendeutschen Literatur, auch eine wesentliche Rolle.

VUDAK will die Zusammenarbeit mit Schriftsteller- und Künstlerverbänden in den deutschsprachigen Ländern und der deutschen Minderheiten pflegen. Der Dialog zwischen Deutschen in Ungarn und Rumänien ist in den letzten zwölf Jahren erfreulicherweise stärker geworden. Jugendaustausch, gegenseitige Besuche von Kulturgruppen, Kontakte zwischen dem Deutschen Staatstheater in Temes-

war und der Deutschen Bühne Ungarn oder dem Deutschen Theater in Budapest oder eben der rege Austausch von deutschschreibenden Autoren bilden kleine Mosaiksteinchen in der Stärkung gutnachbarlicher Beziehungen, tragen zum besseren Verständnis der Gedanken- und Gefühlswelt der Einwohner der Nachbarländer bei. Mitglieder des Literaturkreises Stafette aus Temeswar waren im letzten Jahrzehnt gerngesehene Gäste bei den jährlichen VUDAK-Seminaren, traten öfters im Fünfkirchner Lenau-Haus, im Budapester Haus der Ungarndeutschen und in ungarndeutschen Gymnasien auf. Die Präsentation der CD Deutschsprachige Literatur aus Ungarn und Rumänien, für deren Entstehen dem Funkforum Temeswar – einem Zusammenschluß deutschsprachiger Rundfunkredaktionen aus Rumänien, Ungarn und Serbien – besonderer Dank gilt, ist ein vorläufiger Höhepunkt in diesen Kontakten. Die CD wird deutschen Schulen und Bibliotheken in Ungarn und Rumänien zur Verfügung gestellt und auf diese Weise auf eine neue Art zur Verbreitung der Werte der deutschsprachigen Literatur der beiden Länder beitragen. Auf Seite 8, 9 und 10 stellen wir die beteiligten Autoren zum Teil mit neuen Texten vor.



Funkforumsvorsitzende Ingrid Schiffer präsentierte die CD im Budapester Haus der Ungarndeutschen

Henrike Bradiceanu-Persem Temeswar

Zuerst Schlamm. Dann ein Haus aus Lehm. Dann aus Stroh. Dann aus Holz. Dann aus Stein. Dann aus Ziegel, aus Beton. Zuerst ein kleines Haus. Dann ein größeres. Dann noch ein Stockwerk dazu. Und noch eins, und noch eins. Ein Wohnblock. Ein größerer, ein noch größerer. Mehrere kleine Häuser. Mehrere größere Häuser. Mehrere kleine Wohnblocks. Mehrere große Wohnblocks.

Straßen. Zuerst festgetretene Erde. Dann Quadersteine. Dann Pflastersteine. Dann schlechter Asphalt. Und guter Asphalt. Zuerst zu Fuß. Dann zu Pferd. Dann mit dem Pferdewagen. Dann mit der Kutsche. Von Pferden gezogene Straßenbahn. Alte elektrische Straßenbahn. Neue elektrische Straßenbahn. Fahrrad. Auto. Autobus.

Markt – Märkte. Laden – Läden. Einkaufszentren. Kirche – Kirchen. Unterricht in der Kirche. In den Kirchen. Schule – Schulen. Hochschulen. Institute. Forschungszentren.

Warentausch. Geld. Händler. Kaufmänner. Blühende Industrie. Wirtschaft. Politik. Marktwirtschaft. Betriebe. Fortschritt.

Theater. Oper. Kino. Freizeitparks. Sportanlagen. Diskos. Kliniken. Zoo. Botanischer Garten. Museen. Freibäder. Restaurants. Cafés. Konditoreien. Ausstellungen. Konzerte. Straßenmusikanten. Bettler. Herrenlose Hunde.

Stadtviertel: Elisabethstadt, Fabrikstadt, Josephstadt, Innere Stadt, Maria.

Die Bega.

Und Leute, die hier wohnen.

Das ist TEMESWAR.

Koloman Brenner

Bedauern

Nachträgliches Bedauern
lähmt die ausholende Handbewegung und
läßt ein kraftloses Heruntersinken
der geballten Faust erkennen

Dieselben Gesichter klettern
am selben Wochentag die Steigung hoch
und nur die Fältchen um den Mund
graben fleißig weiter

Sonntagnachmittag

Klargewordene Weisheiten trüben die Luft
nur jetzt nichts anmerken lassen
Sonntagnachmittag nieselt es Föten
gekreishtes Lied schäumend voll Kunst

kahle Schritte Nachhut gibt's keine
zwei Hände im Schoß es sind nur meine

Schlürfen

Deine Schleifwunden
klaffen auseinander
Dein Nerv
stumpfer

Selten zittert
Deine Stimme
der Muskel
in Deiner Brust
schlägt
ein Tempo
Deiner Wahl

in rauhreiflangen
Momenten
geschieht
nicht
Dein Wille

2003

Fleischeslust

Kaugummigeladenes Kichern
streift die Aura
Chemievorgänge im
Frühlingsgehirn
täuschen uns darüber
hinweg

Das feste Fleisch
der Raubtierblicke
wird lascher
und ein alter Freund
spricht weise

aber kostbarkühle
Augenblicke
halten uns fern
von der Versuchung

2003

Lorette Bradiceanu-Persem

Internationalismus

Meine Eltern: rumänisch und deutsch
Ich: Rumäniendeutsche
Deine Eltern: serbisch und kroatisch
Du: Serbokroate
Unsere Kinder: Europäer



Frage

Ich stehe zwischen zwei Welten.
Sehe ich nach Osten,
ist mir alles fremd.
Sehe ich nach Westen,
bin ich allen fremd.
Gehe ich nach Osten,
bin ich aus dem Westen.
Gehe ich nach Westen,
bin ich aus dem Osten.
Sind Norden und Süden unwichtig geworden?

Kommunikation

Sich in der heutigen Gesellschaft zu verständigen,
ist bei weitem kein Problem.
Zum Erzählen hat man keine Zeit.
Zum Briefschreiben ist man zu beschäftigt.
Zum Telefonieren hat man kein Geld.
Zum Glück gibt es E-Mail.
Du hast keinen Computer?
Mit dir kann man nicht kommunizieren.

Verfall

Versuchen wir vernünftig miteinander zu verkehren,
so sehen wir uns in die verflixte Lage versetzt,
vergeblich über Verhaltensstörungen zu verhandeln,
Vertrauen verschwenderisch zu vernichten,
Versprochenes verzagt zu vergessen,
Verbrauchtes verzweifelt zu verwerten,
Verzwicktes zu vermehren,
Verwirrung zu verbreiten,
Zeit zu vergeuden,
Freude zu vergällen,
verhasste Lüste zu verbannen,
Verführerisches zu verwerfen,
Verlorenheit zu verdrängen,
Vergebung zu vermissen,
Verhältnisse zu verkennen,
Verwandte zu verraten,
Freunde zu vernachlässigen,
Versöhnung zu vermeiden,
Vergeltung zu verfluchen,
Verachtung zu vertilgen,
Verbotenes zu vergöttern,
Verwöhnung zu verlangen,
Vernichtung zu verfolgen,
Verspottung und Verletzung zu verkraften,
den Verstand zu verlieren.

Verdammt! Sind wir verrückt geworden?

Signale

Lucian Manuel Varsandan

vergessen die farben des sommers

die nächte verbergen den wunsch
die tage lassen erkennen
dass es den wunsch gar nicht mehr gibt
träge
die stunde
und nachgelassen
der drang
weiterzumachen

*

mein after shave
riecht nach dem potsdamer platz

vom kinn bis zur nase
mal süßlich
mal trocken

mein kleines deutschland
sticht nicht
ins gesicht

ausländer richtung frankfurt

wir sind ein tolerantes mehrvölkerabteil

auf rumänisch türkisch und arabisch
fordern wir
das recht auf einen mehrsprachigen schaffner

*

ich bin nicht hier geboren
selbst die großväter
fänden sich hier
nicht mehr zurecht

so beantragte ich gestern beim gemüsehändler
asyl

schalter nummer zwei. ein gedicht für die unsrigen

banater schwaben
angehörige der deutschen minderheit
rumäniendeutsche
etnici germani
aussiedler
spätaussiedler
vkdt
ru
eu
fertig



Lucian Manuel Varsandan, Koloman Brenner, Josef Michaelis, Robert Becker und Christina Arnold bei der Lesung in Temeswar

Josef Michaelis
Randbemerkungen



Rollenwechsel

Einst
betrachteten
Menschen
andächtig
am Nachthimmel
die Sterne
Heute spähen
künstliche Monde
nach unseren Geheimnissen
beobachten uns
auf Schritt und Tritt

Computerkrieg

Die ganze Welt
könnt ihr
nicht beherrschen
Den Römern
gelang das
auch nicht
Hochmoderne Technik?
Menschen
kann man vernichten
ihren Glauben besiegen
nie
Die Gedanken
sind noch
frei

Januskopf der Statue

Im einstigen Land
der Freiheit
baut man
immer mehr
Kerker
Was änderte sich?

2003

Christina Arnold: Unser Tisch

Er saß oft in der Küche, bei einem Glasl Wein, mit dem Ellbogen auf der Tischplatte und der linken Faust unterm Kinn grübelte er vor sich hin. Der Tisch war immer gedeckt, damit man nicht sah, wie alt er schon war. Sonntags kam sogar ein extra Tischtuch drauf, und auch eine Vase. Zu Weihnachten schmückte den Tisch immer ein Apfel mit einer Kerze drin, die mit kleinen Fichtenzweigen dekoriert war.

Der Tisch war ein Mittelpunkt im Haus. Drum herum saß die Familie, aber nicht nur beim Essen, sondern auch wenn Gäste kamen oder Feierlichkeiten begangen wurden. Der Tisch war schon sehr alt und wurde deswegen bereits einmal aus dem Haus verbannt, genau wie die Besitzer selbst.

Als das Haus damals fertig war, bekam die Hausfrau einen neuen Tisch, einen richtig schönen, einen traditionellen Familientisch. Die Familie war nicht reich, aber der Tischler war ein Verwandter. Zwar kein enger Verwandter, aber Verwandtschaft wurde damals viel ernster genommen als heute, so kriegten sie den neuen Tisch sehr günstig. Der alte kam in die Scheune, das Stückchen Familiengeschichte wurde in die Ecke geschoben, nun saßen Hühner drauf, Arbeitskleidung und leere Säcke haben darauf überwintert. Von der Ecke aus betrachtete der Tisch die Familienmitglieder und vegetierte ohne richtige Aufgabe einfach so vor sich hin.

Der Tisch weilte aber nur wenige Jahre in der Scheune. Bis die Familie nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zusammenfand und zu Hause ankam, war das Haus leer.

Schränke, Betten und das Vieh, alles war weg. Kleider, Bettzeug, Tischtücher, alle Wertsachen waren gestohlen, alles Eßbare und Tragbare war verschwunden. Nur in der Scheune blieb ein „Familienmitglied“ übrig, den alten Tisch mit den gedrechselten Beinen, mit aufklappbarer Tischplatte und den alten Holznägeln wollte keiner haben. Weinend beugte sich das Familienoberhaupt über sein Erbstück und trug es behutsam wieder auf seinen alten Platz. Schwere Jahre erlebte die Familie, aber beim Tisch fand sie immer zusammen.

Die Jahre vergingen und die Glanzzeit des alten Tisches war dann wieder vorbei. Die Rolle des einzig übriggebliebenen mußte er dann wieder in die Rolle des Überflüssigen eintauschen.

„Sel mesch zamschneide?“ fragte der Hausherr seine Frau. Sie sah den Tisch an und mit Tränen in den Augen erinnerte sie sich wieder an die schlimme Zeit. „Naa, laß es ganz, we waaß, was noch kimmt, tu mesch uf ten Pöde stelle“, sagte sie und streichelte noch einmal liebevoll über die Tischplatte.

Der Dachboden wurde in den folgenden Jahrzehnten öfters umgeräumt, entrümpelt und aufgeräumt, unnötiger Plunder wurde entsorgt. Nur der Tisch stand folgsam in einer dunklen Ecke und verbarg in seiner Schublade viele, viele Geschichten. Über ihn gebeugt erlernten mehrere Generationen Lesen und Schreiben, auf dieser Tischplatte präsentierte die Hausfrau täglich ihre traditionellen Kochkünste, und sogar Hochzeiten erlebte der Tisch. Nun spielte die Musik ohne ihn weiter,



und es konnte von da oben nur erahnt werden, wie sich die Welt inzwischen verändert.

Heutzutage ist „alt Zeich“ – wie das die Oma nannte, wieder modisch, die Buben gehen oft auf den Dachboden, um nach alten „Schätzen“ zu suchen. So wurde auch der alte Tisch nach etwa fünfzig Jahren wieder neu entdeckt. Mit neuer Lackierung zwar, aber mit denselben Erinnerungen in den Löchern und Furchen dient er nun der fünften Generation. Die alte Tischplatte bedeckt nun eine durchsichtige Tischdecke, denn jetzt will man jeden Kratzer, jedes eingerissene Holzstück sehen. Der Tisch überlebte längst seine ersten Besitzer und steht nun als Zeuge der Geschichte wieder im Mittelpunkt einer Küche und hofft nur, dasselbe nicht noch einmal durchmachen zu müssen wie die Besitzer selbst.

Ludwig Fischer:
Das Klavier

(Fortsetzung von Seite 7)

„Verschwindet, sonst rufe ich die Polizei an!“ folgte ihnen der Alte.

„Kannst mich!“

„Na, dann hoch mit dem Klavier bis zur Tür von Herrn Müller. Wir händigen ihm sein Instrument aus und dann geht's in die Gastwirtschaft. Ein reichliches Mittagessen, dann faulenzten wir ein wenig. So. Abstellen! Ich werde gleich anklopfen. Macht jetzt keinen Lärm! Hallo! Herr Müller! Wir sind da. Wir sind angekommen, Herr Müller. Wir brachten Ihr Klavier. Ja, ja, das Klavier.“

Jemand öffnete die Tür einen Spalt. „Sind Sie Franz Müller?“ fragte der Chef.

„Genau.“

„Dann ist unser Auftrag erledigt. Sie händigen unseren Lohn aus und übernehmen Ihr neues Klavier, Herr Müller.“

„Sehr lieb, sehr lieb. Mensch, ein neues Klavier! Wunderbar! Leider muß ich Sie enttäuschen.“

„Enttäuschen? Was soll denn der Spuk?“

„Ich habe das Klavier nicht bestellt. Ich bin ein total antimusikalischer Bursche.“

„Was dann?“

„Das Ding hat im dritten Hochhaus seinen Platz! Dort wohnt auch ein Franz Müller, im zwölften Stock. Auch ein Franz Müller, meine Herren! Der wird sich schön freuen. Er wartet schon lange auf das Eintreffen des Klaviers.“

„So eine Schweinerei! Was soll jetzt mit dem Ding geschehen?“

„Ganz einfach. Das müssen Sie jetzt wegschaffen!“

„Und das sagen gerade Sie?“

„Na ja. Hinüber zum anderen Franz Müller. Zwölfter Stock! Es mißfiel mir schon immer, daß man mich mit so einem Taugenichts verwechselt. Eine Schande, meine Herren! Er sitzt den ganzen Tag an seinem Klimperkasten. Ich muß es aber hinnehmen! Was könnte ich tun? Er heißt halt auch Franz Müller.“

„Und jetzt sollen wir diesen verdammten Klimperkasten nochmals hinunterschleppen, dann wieder hoch zu dem anderen Müller?“

Das Treppenhaus wurde wieder laut. Deftige Flüche, Geschrei, schwere Schritte, Gerumpel. „He, ihr Wüstlinge! Wer wird meine Topfblumen bezahlen?“

„Kannst mich!“

„Das hat mir noch kein Mann gesagt!“

„Nicht schlafen, Leute! Heben, sonst bleiben wir hängen! Heben! Auch deinen Stinkfuß dazu!“

„Und wenn der andere Scheißkerl nicht daheim ist?“

„So eine Scheiße!“

„Nicht herummucksen, Leute! Und langsam, Schritt für Schritt!“

Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch und zerren an ihrem Klavier herum. Schwitzen, schreien und schrecken die Leute aus ihrem Schläfchen...

Anemone Latzina, Möglichkeiten einer Haltung und deren Preis im Totalitarismus

1994 lief Anemone Latzina vor eine Bukarester Straßenbahn und verunglückte tödlich. Sie war unheimlich vereinsamt. Ihre Freunde und literarischen Mitstreiter waren fast ausnahmslos in die Bundesrepublik ausgewichen und hatten sie allein zurückgelassen. Eines ihrer späten Gedichte heißt bezeichnenderweise „Siebenbürgerische Elegie 1983“ und zeigt den damals schon fürchterlichen Aderlaß, den die deutsche Minderheit in Rumänien durch Auswanderung erlitt. Ceausescu verkaufte nach einem Übereinkommen mit dem damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt ab Ende der 70er Jahre jährlich zirka 10 000 Rumäniendeutsche für etwa 10 000 DM pro Person an die Bundesrepublik.

Die lyrische Montage von Anemone Latzina „Siebenbürgerische Elegie 1983“ verwendet Adolf Meschendorfers berühmtes Gedicht „Siebenbürgerische Elegie“ von 1927, in dem er der 800jährigen Geschichte der Siebenbürger Sachsen von ungeahnten metaphysischen Dimensionen bis hin zur Schöpfungsgeschichte literarisch ein nostalgisches Denkmal setzte. Anemone Latzinas Lyrikmontage zitiert Meschendorfers Elegie mit rhythmischen Unterbrechungen, die nüchtern die neuen Adressen ihrer ausgewanderten Verwandten und Bekannten in Deutschland anführen. Dadurch entsteht eine Spannung von bedrückender Intensität, da diese nüchternen Straßennamen und Hausnummern in weit entfernten Orten der Urheimat nun wieder eine existentielle Bedeutung von Weltuntergang und Götterdämmerung erhalten, umso mehr, als Meschendorfer in seiner Siebenbürgerischen Elegie auch germanische Endzeitmythologie hineinrauschen läßt: „Reifte ihn wie der gewaltige Tod mit betäubenden Ruch./ wie in grünlichen Dämmer Eichbaum mit weisen Spruch.“

Dabei war Anemone Latzina begnadet mit der späten Geburt in die Tauwetterperiode der rumänischen und damit auch der rumäniendeutschen Literatur. 1942 in Kronstadt, Siebenbürgen, geboren, beendete sie dort das berühmte Honterusgymnasium, arbeitete dann zwei Jahre als Sekretärin in der deutschen Allgemeinschule in Kronstadt-Bartholomä, um dann von 1962 bis 1967 in Bukarest Germanistik und Rumänistik zu studieren. Nach dem Studium und der Heirat mit dem hochrangigen rumänienungarischen Literaturfunktionär János Szász – viele Jahre Sekretär des rumänischen Schriftstellerverbandes und Aushängeschild für dessen ungarnfreundliche Haltung – konnte Anemone Latzina in der Hauptstadt bleiben. Zunächst als Dokumentaristin bei der einzigen rumänischen Zeitschrift für internationale Politik „Lumea“ (Die Welt), um dann 1969 in die Redaktion „Neue Literatur“ zu wechseln, eine monatlich erscheinende deutschsprachige Literaturzeitschrift. Hier arbeitete sie als Red-

akteurin – Hauptgebiet Lyrik und Literaturkritik – und trug ganz entschieden zur modernen Entwicklung der rumäniendeutschen Literatur bei. Und zwar, indem sie vor allem junge Autoren, darunter auch viele Aktionsgrüpler Banat, die sich damals als erste glückliche in den „Kommunismus hineingeborene Generation“, ohne kapitalistische „Überbleibsel“ lautstark artikulierten und nicht zuletzt auch mit Hilfe Anemone Latzinas von prinzipiellen sozialistischen Positionen aus zu einer nüchternen, aber auch differenzierten Sicht der realsozialistischen Wirklichkeit fanden.

Anemone Latzina war von Anfang an dem Neuen gegenüber durchaus aufgeschlossen, aber im Unterschied zu den Aktionsgrüplern Banat immer mit einer gewissen Vorsicht, einer leichten Skepsis, die nicht zuletzt aus dem Nachkriegsschicksal der Deportation der deutschen Minderheit zur Wiedergutmachung, zu Zwangsarbeit in die Sowjetunion – auch ihre Verwandtschaft war davon betroffen – herrührte. Für die Aktionsgrüpler war dies kein Thema, obwohl noch einige ihrer Eltern deportiert worden waren.

Den Menschheitstraum einer sozial gerechten Welt, eines Sozialismus mit menschlichem Angesicht, mit Völkerfreundschaft und Gleichberechtigung aller Menschen – gerade für die Jugend der nach dem Zweiten Weltkrieg jahrelang niedergehaltenen deutschen Minderheiten im Ostblock besonders verlockend – teilte sie mit den jüngeren Aktionsgrüplern Banat. Diese verehrten sie als einziges Vorbild aus der gesamten rumäniendeutschen Literatur wegen ihrer klaren, ungeschminkten und doch poetisch dichten lyrischen Aussage. Hinzu kam, daß Anemone Latzina selber klar-sichtig genug war und auch offen zugab, daß sie selber eine Art schriftstellerische Nomenklatura-Existenz – mit zahlreichen Auslandsreisen in den Westen und sogar nach Amerika – nur führen konnte dank ihrem Ehemann János Szász. Mit seiner Hilfe übersetzte Anemone Latzina auch aus der ungarischen Lyrik. Er hielt ihr den Rücken frei von Zensurbelästigungen, so daß

Anemone Latzina sich viel ungewohnter zu äußern vermochte und dies auch nach Möglichkeit den von ihr geförderten Jungautoren in ihrer Zeitschrift zugute kommen ließ.

Ihr einziger in Rumänien 1971 erschienener Gedichtband „Was man heute so dichten kann“ wurde vom rumänischen Schriftstellerverband auch prompt wegen seiner Frische, seiner kecken – zuweilen sogar koketten – Aufmüpfigkeit gegen konventionelle Verhaltensweisen des sozialistischen Spießers mit dem Debütpreis ausgezeichnet.

Ihr zweiter Gedichtband „Tagebuchtage“ sollte erst 22 Jahre später in der Berliner Galrev Edition erscheinen, wobei der erste Teil eine Auswahl ihres Debütbandes enthält.

Anemone Latzina schreibt eine Art tiefgestapelte nonchalante Alltagslyrik, in der die Frage nach dem individuellen Glück existentiell zusammenfällt mit den realsozialistischen Prioritäten des Kollektivs vor dem einzelnen, des Inhalts – als gesellschaftliche Botschaft aufgefaßt – vor der Form als persönliche Gestaltungsleistung und der historischen Notwendigkeit von persönlichem Verzicht in der Gegenwart, in der Zeit des Übergangs – als solche wurde der Realsozialismus aufgefaßt –, um einer hehren Zukunft willen. Akzeptierte man dies, hatte man das entsprechende Bewußtsein erreicht. Mit einem derartigen Musterbewußtsein war alles durchorganisiert bis hin zur „sinnvollen“ Freizeitgestaltung. Diese verordnete Erholung nimmt Anemone Latzina im Gedicht „Ferien“ auf ihre unnachahmliche Art aufs Korn, wenn sie schreibt: „Ich müßte sehr allein sein/ oder bloß eine Geste erfinden/ oder einfach wieder ganz klein sein/ damit/ die tannenalte Stille/ mich nicht erdrückt./ das viele Wiesengrün/ nicht so sehr weh tut/ und der Himmel im Bach/ mich nicht weinen macht./“

Im Gedicht „Jetzt“ heißt es gleichfalls befreiend: „Jetzt/ mit jemandem gehen/ der es gut mit dir meint./ Er kennt deine Schwäche nicht/ er zeigt seine Stärke nicht./ Nimm dich bloß bei der Hand/ und führt dich aus dieser besseren Zeit.“ Der große Bruder, „er zeigt seine Stärke nicht“, wird in einen gewöhnlichen Sterblichen vermenschlicht: „er kennt deine Schwäche nicht“, der einen in die Normalität zurückführt „aus dieser besseren Zeit“, aus dem ideologisierten Alltagszwang.

Besonders schmerzlich steht war für Anemone Latzina die Niederwallung des Prager Frühlings am 21. August 1968. Im Gedicht „Kleine Bilanz“, 1970 geschrieben, mit 28 Jahren illusionslos geworden, resümiert sie: „Ich weiß, ich muß erwachsen werden/ muß mich

gewöhnen an Lüge/ an Sterben./ die Gesellschaft kommt wunderbar ohne mich aus./ Wie das Haus ohne Mensch/ Doch der Mensch ohne Haus?/ Ich höre vom Sozialismus mit menschlichem Gesicht/ Ich höre – jedoch ich sehe ihn nicht.“ Und im Gedicht „Befragung heute“ heißt es genauso unverhüllt: „Man müßte den Nordpol gesehen haben/ mit einem von den sieben Raben/ Was ist denn schon Prag/ Ideen in Not/ Meine Farben sind rot, rot, rot/ gibt es ein Leben vor dem Tod?/“

1973, nach dem Sturz Allendes in Chile, verliert Anemone Latzina vollends die Hoffnung auf eine Änderung durch einen demokratischen, humanen Sozialismus. Voll verhaltener Wut und maßloser Trauer zählt sie in „widerlicher Erkenntnis“ eine ganze Reihe von niederschmetternden Absurditäten auf, die in ihrer konkret abstrusen Verknüpfung zum Fallstrick werden wie: „Ich bin noch nie restlos lustig gewesen/ und hab noch kein albanisches Buch gelesen./ Oder wie „Ich hab noch nie LSD genommen/ und hab noch nie einen Orden bekommen.“/ Hier mogelt sie etwas, denn den Debütpreis des Schriftstellerverbandes hat sie zu Recht bekommen. Im Gedicht „Im Juli 1977“ stellt sie sarkastisch fest: „denn jetzt steht es fest/ in dieser großen Freiheit/ Das Gedicht ist ein Gefängnis/ in seinen Zellen hocken/ verdächtige Figuren, Stillfiguren.“/ Aber in einer absurd verplanten Welt – Ceausescus Gigantomanie begann ihre Pyramidentrivialitäten hochzuziehen – gelten für die wahren menschlichen Werte andere Gesetze, die der Schluß des Gedichtes bringt: „ja, jedes Gedicht ist ein Gefängnis/ und wir sind lebenslänglich dazu verurteilt uns bei ihm zu holen, was man so zum Leben braucht/ Wasser und Brot./“

In ihrem Gedicht auf den Tod von Paul Celan „Paul Celan – eine Biographie“ hat sie auch ihr eigenes Schicksal geschrieben: „Ein Mann kommt aus Jahrtausenden./ er muß über Berge/ und wirft sein Haus weg/ Er muß durchs Meer/ und wirft sein Kleid weg/ Er muß durchs Feuer/ und wirft sein Haar weg/ Er muß durch die Hölle/ und wirft seine Sprache weg/ und singt./ Trotzdem./ Dann ertrinkt er/ in einem ganz gewöhnlichen Fluß./“

Paul Celan, ihr Landsmann aus der rumänischen Bukowina, hatte sich 1970, 50jährig, das Leben genommen, indem er in Paris – seiner Wahlheimat – in die Seine ging. 52jährig lief Anemone Latzina vor eine Bukarester Straßenbahn. Biographisch hat sie ihren so bewunderten Landsmann Paul Celan nur geringfügig überlebt, um wie er an enttäuschten Hoffnungen, an gebrochenem Herzen zu sterben.

Die ungarndeutsche Literatur und die Bibliotheken

Beim Symposium Identität und Sprache – Über Verantwortung und Chancen von Literatur und Literaturvermittlung – Für die Ausbildung des Identitätsbewusstseins Junger Ungarndeutscher. Kritische Standortbestimmung und Ausblick“ am 10. und 11. Mai 2002 in Fünfkirchen referierte Sándor Komáromi (Foto), Mitarbeiter der Fremdsprachigen Bibliothek (OIK) Budapest zum Thema „Die ungarndeutsche Literatur und die Bibliotheken“. Das Referat veröffentlichen wir untenstehend.

30 Jahre neuere ungarndeutsche Literatur liegt, dank VUDAK und Vorgängern oder auch einigen anderen (auch internationalen) Dienststellen, heute in einer relativ hohen Anzahl von Dokumenten vor. Sie bilden eine selbständige Einheit aus Lyrikbüchern, Prosabänden oder Sammelwerken im Regal wie auch im Katalog; hie und da kommen einige Informationsbände hinzu. Das Bündel wächst Jahr für Jahr erfreulicherweise um etliche neue Exemplare weiter an, darunter auch Ausgaben aus der vergessenen oder jahrzehntlang unterdrückten älteren Literatur.

Die neue Literatur wollte seit den 70er Jahren und will heute mit dabei helfen, ungarndeutsches Sprach- und Zivildbewusstsein nach all den Erschütterungen und Krisen, die das Deutschtum im Ungarn der Nachkriegsjahre erlitt, im Zeitenwandel zu neuem Leben zu erwecken und zu erhalten. Das war (bei der noch halbherzigen politischen Öffnung am Anfang) und ist in unseren Tagen die gemeinsame Arbeit von einigen mutigen Autoren und Organisatoren. Ihre erste Altersgeneration ist leider, auch zusammen mit einigen jüngeren Vertretern, inzwischen gegangen. Junge neue Talente kommen jedoch immerfort hinzu. Der Leser – jung und alt, ein geübter oder ein Neuling – gilt nun als gleichwertiger Spieler im Kreis. Nach Jahren des ersten Glücksgefühls und der Verwunderung, daß es doch wieder ungarndeutsche Autoren und so etwas wie eine ungarndeutsche Literatur gibt, meldeten sich freilich Sorgen um den Leser, um sein passives Verhalten, die seitdem nicht gewichen sind. Die Literatur wurde inzwischen aber, mehr und mehr gehaltvoller und schöner, ungetrübt fortgeschrieben. Es sind, offenbar, doch schon Leser oder Rezipienten in anderer Form da. Zwar werden die Chancen der „Gutenberg-Galaxie“ beim ungarndeutschen Menschen ähnlich wie bei anderen kalkuliert: wie sollte er ein besserer

Leser sein, als der Ungar oder der Bundesdeutsche es ist? Ein Bruchteil der potentiellen Empfänger liest trotzdem ungarndeutsche Literatur, sicher einmal berufsbedingt, ein anderes mal aber doch aus „reiner“ Leselust. Beim Rest bleibt sie: eine Nachricht in der Zeitung, Repräsentanz im Zitat, die Auftrittsszene eines Autors, ohne eigentlich zum Leser zu werden. Es ist zu hoffen: Man liest wenigstens etwas anderes in Deutsch.

Die Bibliotheken bedienen den ungleichen Leser allgemein und speziell, und es kommt ihnen, unter anderen Zweigen des Kulturbetriebs, einige Bedeutung in der Verbreitung ungarndeutscher Literatur zu. Wir sprechen hier nicht von Schul- und Lehrstuhlbibliotheken, wo der Bibliotheksdienst in exakter Form die Unterrichtsziele befolgt und dieser Literatur den gebührenden Platz zuweist. Unser Interesse gilt den öffentlichen Bibliotheken. Die Sprachminderheiten in Ungarn werden allgemein in Versorgungsstellen des ungarländischen standardisierten Bibliothekssystems aufgenommen. Ein autonomes Netz in geschlossener Form unter Obhut der Minderheitenselbstverwaltungen ist wohl auch für die Zukunft nicht zu denken, obschon einige Klubbibliotheken an gegebenen Orten die Leistungen des landesweiten Systems (nicht um dieses zu entlasten) sinnvoll ergänzen könnten. Die Anforderungen sind durch Vorschriften der nationalen Bibliotheksversorgung aufgrund des aktuellen Gesetzes für kulturelle Dienstleistungen festgelegt. Die Dokumentenbestände der Bibliotheksstellen schließen die Druckwerke und sonstige Ausgaben für den Minderheitenbereich in gegebener Breite und Aufstellung mit ein, und die sachgerechte Betreuung des Publikums ist im bibliothekarischen Dienst mitinbegriffen. Es sind zwei Aspekte ungarndeutscher öffentlicher Bibliotheksdienstes, die hier näher beleuchtet werden sollen. Wir stützen uns hierbei jetzt, leider, auf keine Erfahrung über die aktuelle Situation im Detail (ein Durchsehen der Bibliotheksarbeit mit ungarndeutscher Literatur bleibt ein Desiderat), wir halten uns, aufgrund von Gesprächen und eingesehenen fachlichen Berichten, mehr allgemein.

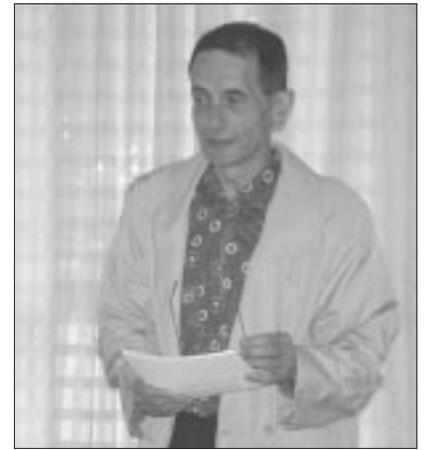
Die Ausformung von literarischen Beständen

Ausgegangen werden darf hierbei im Moment von der sehenswerten Sammlung der Bibliothek des Hauses der Ungarndeutschen Budapest, die der Leserschaft mit einem breiten Angebot an einschlägiger Literatur des In- und Auslandes aus älterer und jüngerer Zeit aufwartet. Die

Leseliteratur der Gedicht- und Prosabücher nimmt ihren sachgerechten Platz im Kontext des ungarndeutschen und donauschwäbischen Erbes ein. Der Größenordnung und Gliederung dürfen oder sollten Bibliotheksstellen des Hochschulfachbereichs entsprechen.

Die Breite und Komplexität ist bei den Bibliothekscentren (Komitatsbibliotheken) mit Koordinierungsaufgaben („Basis“-Funktion) und bei größeren Stadtbibliotheken mit relativ starkem ungarndeutschen Besuch wohl nicht zu erwarten; ebenfalls nicht bei der Fremdsprachigen Bibliothek Budapest (beauftragt mit landesweiter Koordinierungsarbeit im gesamten Minderheitenbereich). Die Defizite kommen auch hierbei durch den Bruch der Kontinuität. Die Bibliotheksversorgung der Minderheiten war die neue Idee erst der siebziger Jahre. Ihre Verwirklichung erfolgte im Schnecken tempo und rein auf der Basis der aktuellen inländischen Buchproduktion sowie der der „sozialistischen“ Mutterländer. Die Komplettierung der Bestände im Rückgriff oder im Zugriff ins weitere Ausland war nicht erwünscht und auch schwer praktikierbar. So konnten selbst die Literaturbücher des Demokratischen Verbandes oder des Lehrbuchverlags, die etwa vor 1980 erschienen waren, erst durch geglückte Nachlieferung den Weg in die Bibliotheken des langsam erstandenen landesweiten Netzes finden. (Dafür gab es bei ihnen keine besonderen Finanzierungsschwierigkeiten, zumal die Bände in diesem Umkreis unentgeltlich verteilt wurden, und diese Praxis wurde bis heute beibehalten.) Vor allem bei den Literaturbüchern wäre die annähernde Vollständigkeit des Angebots aber erforderlich zur Animierung und Anleitung des so schwierigen Lesers.

Die Herausgeber werden schon in Evidenz halten, was von ihren Büchern immer vergriffen ist und eine Nachauflage und Neuausgabe verdiente. Die Bibliotheken sind allenfalls an Rückgriffen interessiert, insbesondere bei Sammelwerken. Nach 30 Jahren neue ungarndeutsche Literatur wären auch anthologische Zusammenfassungen relevant, die dem alten und neuen Leser eine Übersicht ermöglichen. Vor allem fehlt ein chronologisch eingerichteter repräsentativer Querschnitt aus den Autoren- und Textgenerationen. Als wichtig erscheint weiterhin die planmäßige Wiederentdeckung des literarischen Erbes in Neuausgaben, wie es u. a. bei Wilhelm Knabel 1982 („Zur Heimat zieht der Brotgeruch“) oder neuerdings bei Hans Farkas-Faul („Die neue Heimat“) der Fall war. Es sollte aber bis hin zu älteren Zeiten gehen, damit sich der heutige Leser wieder einer längeren Traditionslit-



nie bewußt wird und in der Bibliothek die eigene Wahl aus Altem und Neuem treffen kann.

Die Führung des Lesers

Das Bibliothekspersonal kann dem kundigen wie dem unkundigen Leser viel helfen, wenn es ungarndeutsche Literatur, vom übrigen deutschen Lesestoff getrennt, im Buchraum als eine Sachgruppe für sich oder gelegentlich in Ausstellungsform in Bestandteilen vorführt und hervorhebt. Hier und bei jeder anderen Form von Propaganda hängt ungemein viel vom persönlichen Engagement der MitarbeiterInnen ab. Auf der Ebene der Bibliotheksleitung plant man Veranstaltungen ein, die im Zusammenhang mit ungarndeutscher Literatur mehr als alles Zureden zur Animierung des Lesers beitragen. Die Bibliothek kann als der am meisten geeignete Ort, als das relevanteste Milieu für Autorenabende oder sonstige Literaturfeste angesehen werden, durch deren Miterleben der Teilnehmer vielleicht zum einen oder andern Buch im Regal greifen wird.

Wir wissen: zu breiterer Aktivität und zur Attraktivität befähigt sind nur größere Bibliotheksstellen, vor allem die regionalen Zentren als Basisbibliotheken. Diese leisten, im Verbund mit den Selbstverwaltungen, auch bedeutsame Arbeit mit dem Leser der betreuten Region. Die Illyés-Gyula- oder die Csorbagyőző-Bibliothek (Seksard und Fünfkirchen) lassen einiges auf diesem Feld von sich hören. Es ist vielversprechend, wie die beiden es beispielsweise bei der Schuljugend im Rahmen der Leselager machen. Ungarndeutsche Autoren stehen in diesen Lagern zwar nicht auf dem Leseprogramm (schon weil sie mit ihren Werken bislang kaum auf diese Generation abzielten), die Leiter verstanden es dennoch, den jungen Teilnehmern Autoren wie Franz Sziebert in Bohl oder Josef Kanter in Waroli mit Werkstatt- und Lebensbericht vorzustellen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß einige von ihnen bald gern einmal auch diese Bücher lesen werden.

Schwung, Kraft, bildnerische Fantasie

Im Ungarischen Kulturinstitut Stuttgart, in Reutlingen und in Wolfsburg wurden Grafiken von Robert König gezeigt. Die Einführung bei der Eröffnung der Stuttgarter Ausstellung am 12. Feber hielt Ministerialrat Treufried Grau. Wir veröffentlichen die Einführung.

Robert König ist in Stuttgart kein Unbekannter. Hier im Ungarischen Kulturinstitut, aber auch im Haus der Heimat und in der Künstlergilde Esslingen hatte er bereits Ausstellungen, mit großer Resonanz. Vor allem seine Kunstmappe zur Elfhundertjahrfeier der ungarischen Landnahme, in der er den Beitrag der Deutschen zur ungarischen Geschichte und Kultur darstellte, wird vielen hier bekannt sein, einige werden sie besitzen.

Robert König ist Lehrer der Grafik an der Budapester Kunsthochschule, vor allem aber – ein weit renommierter ungarischer Künstler der Gegenwart. Er hat etwas zu sagen, seine Bilder haben etwas zu sagen.

Seiner Kunst begegnete ich zum ersten Mal bei einer Ausstellung anlässlich eines in Boschok/Palotabozsok in der Branau/Baranya stattfindenden Symposiums zur Ungarndeutschen Identität in europäischer Dimension 1994. Im Trubel eines solchen Symposiums konnte ich nur einige Sätze wechseln mit Robert König, doch erinnere ich mich genau an meinen Eindruck: Dieser Künstler ist zutiefst ehrlich, seine Kunst und er stimmen überein.

Er machte und macht es dem Betrachter nicht leicht, manche seiner Grafiken sind fast eine Zumutung. Es sind oft Suchbilder, Vexierbilder mit komplizierten Konstruktionen und man wird nicht rasch fertig, auch nicht überwältigt vom ersten Anblick, vom ersten Eindruck. Man muß die Bilder erarbeiten, in dem zunächst unentwirrbar anmutenden Linienknäuel muß man Strukturen heraus schauen, herausarbeiten – und kommt dann zu immer neuen Entdeckungen.

Robert König ist ein Geschichtenerzähler. Seine Geschichten erschließen sich, wie häufig auch in der modernen Literatur, erst nach und nach. Manchmal lassen einen die wilden, chaotischen Suchbilder auch ratlos. Man kann aber viel in sie hinein fantasieren, aus ihnen eigene Geschichten dichten.

Die barocke Bildervielfalt, farbenfrohe Historie, ein wildes Getümmel von Tieren und Menschen zeigen eine große Nähe zum Theater, zum barocken Welttheater. Immer neue Details verändern die

Geschichten, zwingen zur Korrektur der vorausgegangenen Wahrnehmung. So ist er auch ein Dramatiker, ein Theaterdichter des Bildes, ein Meister schwungvoll verdeckter Formen.

Ein weiteres Merkmal seiner Kunst sind die Tiere. Pferde, Rinder, Hunde: Eigentlich sind es gezähmte, dem Menschen zugewandte, dienende Geschöpfe. Bei König jedoch ist nichts Gezähmtes an ihnen, nur Kraft und Wildheit, sie agieren selbst, sind Mitspieler, Gegenspieler.

Seine Menschendarstellungen schildern häufig kraftvolle Renaissance- und Barocknaturen, auch Ritter und Krieger. Doch selbst seine Musiker, Künstler, Wissenschaftler und Priester sind gekennzeichnet durch Kraft; manchmal in Ruhe gebändigt, doch unverkennbar.

Selbst Karnevalsfiguren oder Jahrmarkt Musikanten scheinen in all ihrer spielerischen Leichtigkeit ausbrechen zu wollen aus der Ordnung in das ungezügelte Chaos.

Ich habe den Eindruck, bei König entwickelt sich der Schaffensprozeß vom Hirn über das Auge bis zur Hand ohne Bruch. Seine bunten Geschichten erzählt er intuitiv, ohne Berechnung – dennoch stimmt die Komposition.

Bei vielen Künstlern wird gesagt, sie seien Sucher, das drängende Suchen bringe ihre Werke hervor. Picasso, als man ihn einmal zu einem solchen Sucher erklärte, wehrte sich empört: „Ich suche nicht, ich finde.“

Auch Robert König hat Kunst wohl empfangen, in sich gefunden. Natürlich nicht, ohne an der bildlichen Umsetzung zu arbeiten, aber dennoch: Auch seine künstlerische Entwicklung war wohl kein Suchen, sondern ein Finden.

Die bereits erwähnte Nähe zum Theater, zum barocken Theater, kommt auch zum Ausdruck in der Vermummung. Seine Vorliebe für historische Themen ermöglicht auch die spielerische Kostümierung vieler Figuren: der Mensch als spielendes Wesen, als homo ludens, wird sichtbar, seine Lust an der Verwandlung.

König hat hunderte bedeutende Grafiken, Holzschnitte zumeist, geschaffen. Diese Werke haben meinen Eindruck geprägt. Doch nun finden wir einige farbige Bilder, Aquarelle, ein Ölgemälde.

Auch hier fällt zuerst die Dynamik auf, man meint, Ausschnitte aus Deckengemälden barocker Klöster oder Schlösser zu sehen. Der Schwung der Linien, die Kraft und Energie seiner Menschen und Tiere

bleiben unverkennbar. Durch die Farbe – und mit welcher Sicherheit trifft er faszinierende Kompositionen! – werden die Bilder klarer, offener, als er seinen Grafiken erlaubt. Man kann gespannt sein, ob wir in einigen Jahren eine große Gemäldeausstellung von ihm zu sehen bekommen.

„Malerei, Bildhauerei und Architektur haben ihren Höhepunkt in der Zeichnung. Sie ist die wahre Quelle und Seele allen Malens und die Wurzel jeder Wissenschaft.“ Dieses Urteil eines Künstlers, der auf allen drei Gebieten Unvergessliches geleistet hat, wiegt schwer: Michelangelo. (Manfred Saller)

Vielleicht mußte Robert König die explosive, barocke Sinnlichkeit seiner zeichnerischen Welt zur Farbe führen. Ich denke, daß auch beim Maler König die charakteristischen Elemente seiner Grafik, der Schwung, die Kraft, die bildnerische Fantasie, erhalten bleiben.

Meine Damen und Herren, Kunstbetrachtung ist immer eine sehr persönliche Angelegenheit. Unsere Augen, unsere inneren Vorstellungen, unsere Seherfahrungen sind verschieden – und so sehen wir alle auch verschiedene Bilder. So konnte ich Ihnen nur meine sehr subjektive Bildeindrücke schildern – doch nun: Sehen Sie selbst.

Alfred Manz

Rückkehr

Schlenderst erneut im vertrauten,
lindenduftenden Schatten.
Abklingende Töne aus der rötlichen Ferne.
Warum zittern die Blätter ringsum in der Windstille?

1984/1989

Dinosaurier

Wir spielten
noch nicht mit Dinos.

Jedoch ihre Welt
fasciniert
jetzt
meine Kinder.

„Tati,
tu pisch wie a Dino!“
– so meine kleine Tochter.

„Wirklich?“

In mancher Hinsicht schon.
Einer
von
den
Letzten.

1999



An die Schnecke

Du hast es leicht
in deiner Schneckenlinienwelt,
die Richtung
ist ja eingekerbt in deiner Wand.

1989/2002

Wende

Still, still,
keine Stimme, kein Geschrill.
Ist vorüber, längst vorbei,
liegt verborgen im innersten Traum,
im brachliegenden Boden.
Es bewegt sich kaum,
nur still, still,
keine Stimme, kein Geschrill.

Doch!

Pflugscharen glänzen wieder,
Pflüge öffnen Wunden,
Furchen werden tiefer,
leichter atmen die Schollen.

Wächst bald neuer Mais?

1989/2002

Das Drama der Farbe und der Linie im Raum

Im Rahmen der diesjährigen VUdAK-Werkstattgespräche wurde am 19. September im Budapest-Haus der Ungarndeutschen die Ausstellung des Munkácsy-Preisträgers László Hajdú eröffnet. Einführende Worte sprach Beáta Hajdú.



Ich fühle mich in einer etwas eigenartigen Lage. Es ist ebenso leicht wie schwer, die Ausstellung des eigenen Vaters zu eröffnen. Es scheint leicht zu sein, da ich seine Arbeit seit Jahrzehnten aus der Nähe betrachte. Eben deswegen ist es aber schwer, das Wichtigste in ein paar Worten zusammenzufassen.

Erlauben Sie mir bitte, daß ich mit einer kurz gefaßten Vita beginne. Er ist in 1938 in Léva (heute Slowakei) geboren. Von 1957 bis 1963 studierte er an der Akademie für Bildende Künste in Budapest. Seine Lehrmeister waren Endre Domanovszki und Jenő Barcsay.

Er war in der glücklichen Lage, schon 1964 eine Studienreise nach Westeuropa machen zu können. Bekanntlich benötigte man dafür damals einen Einladungsbrief. Die Verwandtschaft mütterlicherseits lebte in Deutschland, somit konnte dieser Besuch stattfinden. Mein Vater erhielt so nach dem Studium die Möglichkeit, in Stuttgart und München wichtige Erfahrungen zu sammeln. Für ihn öffnete sich die Welt der westeuropäischen Kultur und der zeitgenössischen Kunst – für einen angehenden jungen Künstler ein sehr wichtiger Vorgang.

Seit 1970 leben wir in Sankt András/Szentendre. Seitdem hatte er zahlreiche Ausstellungen sowohl im In- als auch im Ausland. Seine Werke sind in in- und ausländischen, privaten und öffentlichen Sammlungen zu finden.

Den Anlaß zu dieser Ausstellung hat gegeben, daß ihm dieses Jahr die höchste staatliche Anerkennung für bildende Künstler, der Munkácsy-Preis, verliehen wurde.

Das waren bis jetzt die wichtigsten Angaben zum Lebenslauf. Eingangs sagte ich, daß es genauso schwer wie leicht ist, anlässlich dieser Ausstellung zu sprechen. Was das Schwere betrifft: Man sagt ja, daß das mit Worten nicht Ausdrückbare gezeichnet oder gemalt werden muß.

Die Ausstellung haben wir aus Bildern zweier Schaffensperioden zusammengestellt. Im vergangenen Jahr arbeitete mein Vater als Stipen-

diat in Rom. Die dort in Mischtechnik entstandenen Bilder bzw. Skizzen bilden den größeren Teil der Ausstellung. Im Vergleich zu den früheren Bildern zeigen sie einen Periodenwechsel an. Um das deutlich zu machen, haben wir die Aus-

stellung mit Bildern aus der früheren Periode ergänzt.

Das zentrale Thema dieser Periode ist die virtuelle, imaginäre Aufteilung des Raumes. Die im Raum konstruierten wenigen, aber wichtigen Linien sind immer wiederkehrende Motive. Sie machen uns beharrlich auf die Situation des Menschen in der Welt aufmerksam, darauf, daß wir an der Grenze von Endlichkeit und Unendlichkeit leben. In einem Katalog zu einer Ausstellung in Stuttgart schreibt Csaba Sík darüber folgendes:

„Hajdús Malerei ist das Drama der Farbe und der Linie im Raum. Man könnte sie als einen Kampf mit dem Raum, mit der Fremdheit und deren Eroberung beschreiben. Der Raum ist nach Hajdús Auffassung Schau und Kampfplatz von 'Außen' und 'Innen'. Er wird uns nur dann vertraut, wenn wir mit Geist und Seele dafür kämpfen.“

Dieser Gedanke war immer der wichtigste seiner Malerei. In irgendeiner Form findet man ihn sowohl in den frühesten als auch in den neuesten Bildern. Die große Frage ist, woher wir Menschen kommen,

wohin wir gehen, was wir in der Welt zu tun haben. Das sind grundlegende philosophische Fragen für jeden, auch dann, wenn wir uns nicht tagtäglich mit ihnen beschäftigen.

Auch über die formalen Merkmale der Bilder muß ich ein paar Worte sagen. Es war immer ein gewisses Zweierlei spürbar. Die lebhafteste, bewegte, sensible malerische Fläche und die strenge geometrische Ordnung waren immer gleichzeitig anwesend, haben sich gegenseitig ergänzt.

Es ist sehr wichtig, daß man dies in entsprechendem Maß verwendet. Das Maß ist es, das an sich auf die wichtigste Sache hinweist. Nämlich darauf, daß man der Konsumsucht widerstehen muß, daß sich der Mensch im eigenen Interesse zurückhalten muß, die Güter der Erde nicht verantwortungslos ausschöpfen darf. Damit hängt also jene reduzierte Farbwelt, das Streben nach immer einfacheren Formen zusammen, das für seine Bilder immer mehr charakteristisch ist. Dadurch wird die Kunst nicht ärmer, im Gegensatz, sie wird geeigneter, eine höhere Geistigkeit zu vertreten.

Die andere, neuere Gruppe der Bilder ist in Rom entstanden. Die Stipendiaten aus Rom bringen alle ein persönliches Motiv mit sich, jeder etwas anderes. Das ist gar nicht so merkwürdig, wenn wir überlegen, daß die „ewige Stadt“ Kultur von drei Jahrtausenden in sich trägt. Interessant ist, daß in diesen Bildern der Einfluß eines für uns ganz alltäglichen Motivs spürbar ist. Nämlich der Einfluß des Gewölbes, der uns heute in jeder europäischen Stadt begegnet. Wir wissen aber, daß das Gewölbe der europäischen Architektur von den Römern geschenkt worden ist.

Die früheren geraden Linien verbiegen sich auf diesen in Rom entstandenen Bildern. Die Bilder zitieren das Obdach des Menschen, jenen schützenden Raum, den die Höhle wie auch der Palast bietet.

Zum Schluss möchte ich einige Gedanken aus einem Interview zitieren, das mein Vater anlässlich der Verleihung des Munkácsy-Preises gegeben hat.

„Der Maler darf nichts anderem als seiner inneren Stimme folgen, seinem Gewissen, weil nur eines wichtig ist: Das, was er macht, muß wahr sein. Während ich arbeite, kann ich nicht daran denken, ob das, was ich male, anderen gefallen wird oder nicht. Wenn ich spüre, daß das, was ich geschaffen habe, authentisch ist, dann kann ich zuversichtlich sein, daß es früher oder später für jeden verständlich wird. Ich halte es für Schwindel, wenn der Künstler schaut, womit er erfolgreich sein kann, wie er dem allgemeinen Geschmack dienen kann.“

Robert Becker

Gemälde

Pinselftriche
tragen Ähren
untergehender
Sonnen.

Zeit ruht
an Farben
getrocknet.

Die Speicher
sind voll:
nur Wände
sind weiß
wie Mehl.

Verhältnis

entlang der Pyramidenkanten
eilen Quadrate
die sich in Lila
über uns türmen.

wehe du bist
ein schwarzer Punkt

wehe du bist keiner!

(T)Raumhorizonte

an den Farben
saufen sich blind
die Blutegel der Blicke -
der Aderlaß schmerzt
nicht
die Tage schröpfen aber
bis sich ergibt
der letzte graue Schimmer
dem Blutsturz
abgestorbenen Lichts

Dämmerung

Heilsam erhebt sich
mein schwarzer Engel.
Graue Träume sät er
auf den Sandacker
sonniger Tage
wie Opium aus Mohn,
und übertüncht auch
mein klebriges Leben
mit dem Dunkel
ewiger Stille.

Schwarzes Grün

wo sie die Fläche
berühren
sind schwarz
die Schatten
der farbigen Dinge.
wenn die Sonne
steht
brennen sie
ins Gras.

Die Gedichte entstanden bei den VUdAK-Werkstattgesprächen am 20. September, inspiriert von den Werken László Hajdú im Haus der Ungarndeutschen in Budapest.

Der vorstoffliche Ursprung

Bilder von János Wagner

Eugen Christ, Geschäftsführer der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg, hielt die Einführung zur ersten Einzelausstellung von János Wagner in Deutschland am 13. Mai 2003 im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart. Die Ausstellung wurde im September 2003 im Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf gezeigt.

Der Begriff „Kunst“ kommt in seinem ursprünglichen Sinne von „Können“: Können als Wissen und Fertigkeit. Der Künstler hat die gestalterische Fähigkeit inne und verfügt über eine besondere Form von Empfindsamkeit, über das unmittelbar Wahrnehmbare hinaus zu erkennen. So gibt die Kunst, „nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar“. (Paul Klee) „Sichtbar“ als Einsicht und Erfahrung weit über die unmittelbare Dinglichkeit und das rationale Begreifen hinaus. Kunst wird zur Mitteilung und ergibt sich als sinnhaftes Angebot zur sinnhaften Annahme.

Man sieht und erkennt, allein was man kennt. So ist die Aufgabe einer Einführung in das Werk eines Künstlers, das noch „Unsichtbare“ dem Betrachter „sichtbar“ zu machen, ihm zu helfen, das „Unsichtbare“ zu erkennen. Der amerikanische Künstler Eddie Breen sagte irgendwann: „Kunst kann weder gut noch schlecht sein, nur interessant oder langweilig“. Ästhetisches Interesse bedeutet aber nichts anderes als Gefallen. „Das Schöne ergibt sich aus der Ordnung“, so Thomas von Aquin. Gefallen ergibt sich dementsprechend aus der Übereinstimmung von Ordnungen. Die Zustimmung oder Ablehnung zum eingeschlagenen Weg des Künstlers liegt also immer in der subjektiv-relativen Freiheit des Betrachters. Seine „Erwartung“ ist das ästhetische Vorurteil. Dabei ist „Ästhetik“ im ursprünglichen Sinne des Sinnhaften, jedoch auch des Geistigen (Wolfgang Iser) zu verstehen. Und der Künstler kann nur hoffen, dass sein Angebot mit der Erwartung übereinstimmt.

In diesem Zusammenhang gehen wir einige Bilder von János Wagner an. János Wagner ist Künstler und Maler. Wagner meditiert nicht, und auch wenn er es tun würde, sind seine Bilder nicht als „plastische“ Meditationen anzugehen. Als Künstler verfügt er aber über heute so rare Fähigkeit der Empathie, sich voll und ganz in die Welt einzufühlen, sich selbst in sich als diese Welt und



János Wagner mit Besuchern seiner Ausstellung im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus

ihr Universum zu empfinden und sie so wahrzunehmen. Eine zu tiefst subjektive Erkenntnis, eine mythische Erfahrung. Sie macht das bewusste, rationale Nachvollziehen, die Frage nach dem sog. „Verstehen“ überflüssig.

Das, was János Wagner in seinen Bildern zum Ausdruck bringt, kennt weder Unmittelbarkeit, noch Objekt, Raum oder Zeit. Es ist weder das Adimensionale noch das Fraktale, sondern das noch nicht Definierte, das, was sich aus dem Adimensionalen zu artikulieren versucht und als Ansatz sämtlicher Möglichkeiten weilt. Wagner dringt in die Tiefen der Materie ein, an die Stelle, an der das Licht als Ansatz des Physischen noch nicht entstanden ist oder gerade versucht, zu entstehen: So verhalten mancher chromatische Ausdruck. Sein Versuch zielt nicht auf das Physische als objektive Artikulation, sondern möchte sich als Mitteilung und geistige Auseinandersetzung dieser Erfahrung ins künstlerisch Visuelle projizieren. So erinnern zum Beispiel seine „amorphen“ Bilder Anfang 90er Jahre nicht zufällig an Formationen subatomarer Teilchen, die die moderne Physik als wolkenartige, der Unschärferelation unterliegende Erscheinungen beschreibt: Galaxienartiges Gebilde im Mikrokosmos.

Die fernöstliche Mystik beschreibt den Ursprung des Seins weder im Chaos noch im Nichts. Es gibt weder „Leere“ noch Inhaltslosigkeit. Es gibt allein das „Nahtlose“, das „nahtlose Gewand des Universums“ als Ganzheit, die nicht definierte Urkraft. Sie offenbart sich mal als „Tanz“, mal als „verspielte“, „unendliche“ Vibration. Die moderne Physik enthüllt, dass das „Verspielte“, der energetische „Tanz“, nicht ein von subatomaren Teilchen aufgeführter, sondern, viel mehr, Vibration, Energietanz an sich ist. Johan Huizinga vergleicht diese „verspielte“ Urkraft mit der im

Sonnen- oder Mondschein still schimmernden, verspielten Wasserfläche eines Sees. In diesen Tiefen dringt der Künstler auf seiner Suche weiter ein. Die Offenbarung führt zur Verbildlichung. Dieser viel tiefer angesiedelten Erfahrungsebene, dieser neuen Einsicht gebührt auch eine andere Ausdrucksform. Grundsätzlich können auch diese „anderen“ Bilder somit keine graphischen Elemente kennen. Sie erinnern nur an im Mond- oder Sonnenlicht schimmernden Wasserflächen, an die verspielte Vibration von Licht und Wasser, eigentlich die eine „unendliche“ Vibration energetischer Felder.

Die künstlerischen Bemühungen des Janos Wagner dienen allein der Projektion dieser Erfahrungen ins Sinnhafte. Der Versuch, seine Einsicht und das Ergebnis der Auseinandersetzung mit dem ursprünglich Elementaren durch „Verbildlichung“ zu vermitteln, ist eine ästhetische Idee an sich, letztendlich eine künstlerische „Versuchung“. So kann Wagner kaum eine „üppige“ Auseinandersetzung mit den Farben, mit dem gebrochenen Licht suchen. Es ist keine Armut an Farben, sondern die Suche nach der Farbe der Vibration, der „Farbe“ des Lichtes kurz bevor es überhaupt entstanden ist, unter Umständen kurz danach, nach dem es entstehen konnte. Ein kühnes Vorhaben für das, was der Betrachter erkennen muss, aber eigentlich nicht kennt. Es ist unter Umständen auch die Suche nach der Farbe als gleichzeitige Offenbarung daraus abgeleiteter Transzendenz. Die Transzendenz, die den „Kreis“ zum Ursprung zurück über das Dasein hinaus schließen könnte und das im subjektiven Daseinempfinden anschließend erfahrene, absolute Licht zur nicht definierten Vibration zurückführt. So sollten diese Bilder zur gleichen Zeit als Suche nach dem Licht, das noch nicht ist, aber gerade entstehen könnte, bzw. dem Licht, das es nicht mehr gibt,

weil es gerade erloschen ist, gedeutet werden. Ein Streben nach ganzheitlicher Harmonie des Einsseins als Ansatzbegriff der Liebe. Ein geistiges Bekenntnis gleichzeitigen Bezugs zum Ursprung und zur transzendentalen Verheißung einheitlicher Harmonie als Ansatzbegriff des Heiligen.

Die Bilder, mit denen wir uns eben auseinandergesetzt haben, bilden einen künstlerischen Erfahrungsbogen und Ausdrucksbogen über die 90er Jahre. Die neuen, in der letzten Zeit entstandenen Bilder überraschen den Betrachter durch eine völlig neue Technik. Der Künstler bleibt seinen verbildlichten „Tiefen“ weiterhin treu. Denn auch diese Bilder erinnern an „Aufenthaltswahrscheinlichkeiten“ und an den „Tanz“ subatomarer Teilchen. Für ihre Gestaltung nimmt der Künstler nicht wie bisher Leinwand oder Holz, Ölfarben oder Acryl zur Hilfe. Die Artikulation dieser Bilder gebührt der Mischtechnik und wird zum vielfachen Zusammenspiel von Büttenspapier und pflanzlichen Elementen. Es sind jedoch keine lebendigen Grün-, sondern gedämpfte Brauntöne trockener, auf Büttens gepresster Blätter, Graßhalmen, Kiefernadeln, Lindenblüten oder Ahornsamen mit ihrem unverwechselbaren Flügel, die in sanfter Dynamik als grafisches Alibi diese Bilder bestimmen. Der Künstler stellt auch hier seine Sensibilität durch die harmonische farbliche Abstimmung verschiedener Brauntöne mit dem farblichen Hintergrund des Büttenspapiers unter Beweis.

Die mitgeteilte „Wahrheit“, kann nie die erkannte „Wahrheit“ selbst sein. Es ist immer eine Analogie der einen „Wahrheit“. Der schöpferische Charakter eines analogen Versuches ist der Ansatz des Mythischen. So sind Wagners Bilder ein sinnhaft-mythisches Philosophieren, eine Ansicht, die jede „titansche“ Dimension meidet. Es ist die ästhetische Auseinandersetzung mit dem vorstofflichen Ursprung, der Versuch das erkannte oder erfahrene Unaussprechbare auf einer persönlichen Weise als künstlerische Analogie zu artikulieren. Wie bereits gesagt, ist das ein kühnes Vorhaben. Denn das, was der Betrachter erkennen muss, kann er rational kaum erfassen bzw. aussprechen. Darum wäre es unter Umständen richtig, Wagners Bilder ohne Titel dem Betrachter anzubieten. Denn jeder Titel könnte unter diesen Umständen zu einem Vorurteil führen, das das Lyrische, das zur Hälfte Ausgesprochene und zur Annahme und Vervollständigung Angebotene, zerstört. Findet der Betrachter im Vertrauten zur sinnhaften Resonanz mit Wagners Bildern, so haben diese ihre Botschaft erreicht.

Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Herausgegeben von Johann Schuth

Reihe Literatur

Band 1: Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten. Gedichte 1976-1990. Budapest 1992. 119 S. ISBN 963-04-2032-5 Preis: 500 Ft

Band 2: Valeria Koch: Wandlung. Gedichte. Budapest 1993. 75 S. ISBN 963-04-2338-3 ISSN 1216-6324 Preis: 200 Ft (Vergriffen)

Band 3: Josef Mikonya: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest 1994. 223 S. ISBN 963 04 3238 2 ISSN 1216-6324 (vergriffen)

Band 4: Stefan Raile: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996. 232 S. ISBN 963-8333-00-6 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 5: Robert Becker: Faltertanz. Gedichte. Budapest 1997. 112 S. ISBN 963-8333-01-4 ISSN 1216-6324 Preis: 350 Ft

Band 6: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest 1999. 232 S. ISBN 963-8333-04-9 ISSN 1216-6324 Preis: 500 Ft

Band 7: Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse. Ausgewählte Werke. Budapest 2001. 240 S. ISBN 963-8333-05-7 ISSN 1216-6324 Preis: 940 Ft

Reihe Kunst

Band 1: „Dort drunt an der Donau“. 22 Graphiken von Robert König und Texte zur Geschichte der Ungarndeutschen. Budapest 1996 Preis: 9000 Ft

Band 2: Josef Bartl: Zeichnungen. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 174 8 Preis: 500 Ft

Band 3: János Wagner: Arbeiten 1996 – 2002. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003 ISBN 963 206 283 3 Preis: 500 Ft

Band 4: Ákos Matzon (In Vorbereitung)

VUdAK. Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest o. J. Preis: 500 Ft

Weitere Bücher:

Misch Ádám. Ein Künstlerportrait.	2480 Ft
Franz Sziebert: Unzuverlässig?	1500 Ft
Márnai-Mann: Hometskschichten.	300 Ft
Tiefe Wurzeln. Ungarndeutsche Anthologie	500 Ft
Bekenntnisse – Erkenntnisse. Anthologie	500 Ft

Ins Ausland Preise auf Anfrage!

*

VUdAK – Verlag des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler

Budapest, VI. Lendvay u. 22 II. H-1062

Anschrift: Budapest, Pf. 224, H-1391

Tel.: +36 1) 302 67 84, +36 1) 302 68 77

Fax: +36 1) 354 06 93

E-Mail: neueztg@hu.inter.net

Zauberhut

Als ungarndeutschen Bestseller kann man das Kinderbuch von Josef Michaelis „Zauberhut“ bezeichnen. Zwei Auflagen sind bereits restlos vergriffen. Immer wieder wird danach gefragt. Erinnerungswürdig ist sein Erfolg bei der Leipziger Buchmesse 1999. Die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen gab eine 3. Auflage heraus.

Zauberhut von Josef Michaelis ist in der Geschäftsstelle der LdU, Budapest, Júlia Str. 9 H-1026, erhältlich. Preis: 600 Ft.

Preis ins Ausland bitte anfragen!

Steuer

Der Vorstand des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all jenen, die mit 1 Prozent ihrer Einkommensteuer den VUdAK unterstützt haben. Den Betrag – 45.124 Forint – haben wir für das Werkstattgespräch 2003 in Budapest verwendet.

Wenn Sie 1 Prozent Ihrer Einkommensteuer auch 2003 dem VUdAK zukommen lassen wollen, hier unsere Steuernummer: 19656324-2-42. Herzlichen Dank im voraus!

Der Nachwuchs meldet sich

Die Liebe

Die wahre Liebe
ist ein Fels im Meer.
Ihn wiegen und
streicheln die Wellen.
Manchmal haugend
manchmal quetschend.

Nachdenken

Das Leben ist
das Fell eines Zebras.
Schwarz oder weiß
Gegenteile, Feinde
sind immer dabei.

Freundschaft

Eine Träne wird
im Auge geboren.
Diese fließt über
unser Gesicht.
Plötzlich bleibt sie
am Rande stehen.
Doch niemand weiß
wohin sie fliegt.

Krisztina Szilaski

Ungarndeutsches Bildungszentrum,

Matzon-Ausstellung

In der Reihe Präsentation ungarndeutscher Künstler in Baden-Württemberg, eine Veranstaltung in Zusammenarbeit von VUdAK, der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg und dem Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart, wird VUdAK-Mitglied Ákos Matzon im April 2004 im Ungarischen Kulturinstitut in Stuttgart ausstellen. Zur Ausstellung wird auch ein Katalog erscheinen.

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst

Redaktion: **Johann Schuth**

Anschrift: Budapest, Pf. 224, H-1391

Tel.: +36 1 302 67 84, Fax: +36 1 354 0693

E-Mail: neueztg@hu.inter.net

Verantwortlich für die Herausgabe

Dr. László Kodala

Vorstandsvorsitzender/Generaldirektor von

Magyar Hivatalos Közlönykiadó GmbH

Satz: Neue-Zeitung-Stiftung

Druckvorlage: COMP-Press Kft.

Druck: Magyar Hivatalos Közlönykiadó

Lajosmizsei Nyomda

Verantwortlicher Leiter:

Norbert Burján

*

Die Herausgabe wurde von der Gemeinnützigen Stiftung für die Ungarländischen Nationalen und Ethnischen Minderheiten gefördert.